FRIEDRICH CHRISTIAN
PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE

SONNE IM NEBEL

DER STICH INS KÖLNER TELEFONBUCH • VOR DEN SCHRANKEN DER GERICHTE • UMGANG MIT MONARCHEN • ER STARB STATT MEINER
DIE WAHRSAGERIN VON CANNES • DER TRAUM VOM GROSSEN GLÜCK • ZUFALL UND GEFAHR
DIE SPRECHENDEN STÜHLE IN LEHENLEITEN

KURZ NACH MITTERNACHT
HABE ICH ES MIR GESCHWOREN
DER FALL RASKIN •
• ICH SUCHTE WESENTLICHE MENSCHEN
DIE SCHWEIZ HAT GUTE POLIZISTEN •
• MIT HITLER IM STRASSENGRABEN
DER EINSAME LEICHENWAGEN •
INTERESSANTE GEGNER HABE ICH GERN STUDIERT
HITLER UND GOEBBELS WÜRFELN UM MICH •
• UND SIE KAMEN WIE GERUFEN ...
OHNE ZU WISSEN WARUM •
• DAS RÄTSEL VON ST. FLORIAN ...
DER GEIST BRUCKNERS ? •
• FERN DER MACHT ... MEIN GLÜCK ?
DER FRIEDENSPLAN
UNTER DEM KOPFKISSEN DES MINISTERS
DER ATTORNEY GENERAL •
• UNBESCHREIBLICHES GLÜCK FÜR MICH
ALLE ANDEREN ZERFETZT •
• BEZIEHUNGEN ZU GROSSEN GEGNERN
DER ARME MÖRDER • STURZ MIT DEM FLUGZEUG
WELCH UNGLÜCKLICHER ZUFALL !?
UND WIE NUR IST DAS MÖGLICH ?
AM BEISPIEL DER PARTEIEN GELERNT •
• DIE ZUEIGNUNG VON RICHARD STRAUSS
DAS MENSCHLICHE DER GROSSEN •
• DER ZUFALL WAR IHNEN SEHR BEQUEM
WARUM BLIEB ICH WIEDER AM LEBEN ? •
• SPLITTER, ZIEGEL UND BOMBEN
ICH SPRECHE IM SCHLAF, HERR MINISTER •
• OSTASIENREISE ALS FALLE FÜR MEIN LEBEN ?
WEIL DU ZUFÄLLIG EIN PRINZ BIST ..... •
• STERNSTUNDEN MEINES LEBENS ... ZUFÄLLE ?



Marie Louise Prinzessin Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe
Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Glücksburg

DIESES BUCH WIDME ICH MEINER, VOR EINEM JAHR VERSTORBENEN, ZWEITEN FRAU – MARIE-LOUISE PRINZESSIN ZU SCHLESWIG-HOLSTEIN-GLÜCKSBURG - NICHT NUR AUS GROSSER, RÜCKERINNERNDER LIEBE – SONDERN AUS BESONDERER DANKBARKEIT FÜR VIELE WERTVOLLE GEISTIGE ANREGUNGEN , WELCHE ICH GERADE IM ZUSAMMENHANG MIT DIESEM NOCH ZU IHREN LEBZEITEN GEPLANTEN BUCH VON IHR BEKAM.

FRIEDRICH CHRISTIAN PRINZ ZU SCHAUMBURG-LIPPE

SONNE IM NEBEL

aus eigenen Erlebnissen geschildert
als Beweis gegen den „Zufall"
und
für die „Ordnung allen Seins".

REFO DRUCK + VERLAG H.F. KATHAGEN · 581 WITTEN (RUHR)

Einband: Ottomar Timmann, 2 Hamburg 50

1970
Gesamtherstellung:
Refo Druck + Verlag H.F.Kathagen
581 Witten - Postfach

„Der Zufall ist das Pseudonym,

das der liebe Gott wählt,

wenn er incognito bleiben

will."

Albert Schweitzer

„Der Zufall ist das Pseudonym,

das der liebe Gott wählt,

wenn er inkognito bleiben

will."

Albert Schweitzer

DER INHALT

Kurz nach Mitternacht habe ich es mir geschworen

„Wie immer es mit meiner armen Frau zu Ende gehen wird – was ich in diesen Wochen ihrer Krankheit an unwahrscheinlichen Erlebnissen durchmachte, das alles zusammen wird mich veranlassen, ein Buch gegen den Zufall zu schreiben – denn den gibt es nicht, er ist eine gemeine Erfindung der Menschen!" – So und ähnlich habe ich schon wochenlang vor dem Tode meiner Frau zu mir gesprochen – und so kam es mir in jener entsetzlichen Nacht des 29. Dezember 1969 immer wieder in den Sinn, als peitsche das rasende Herz diesen Gedanken durch das Hirn, um mich festzulegen. Um mich stets von Neuem auf meine revolutionären Gedanken zu vereidigen, damit ich nie wieder davon lasse – noch mehr dafür lebe als je zuvor. – Meine Marie-Louise hatte es mir noch in den letzten Tagen gesagt: „Wenn ich wieder gesund bin, werde ich Dir helfen, für Deine Ideen zu kämpfen – erst während der Krankheit habe ich erfahren, welch ungeheure Kraft in ihnen steckt – Du weisst, ich war nie ein politischer Mensch – aber das, was Du da verkündest, geht ja weit über Politik hinaus – das ist ja ebenso Religion – und Wissenschaft - - - das ist Deine Aufgabe, darum hast Du diese Ideen bekommen. Darum war Dein Leben so eigenartig – oft so unverständlich – weil es alles nur die grosse Vorbereitung war – Dich fähig zu machen – verstehst Du? " – Sie sagte es an dem Tag, als ich ihr meine kleine Schrift vorgelesen hatte, welche ich betitelte „IST TODESANGST NATÜRLICH". Daraus ergab sich das Gespräch, welches mich jetzt zwang, zur Feder zu greifen.

Wie jeden Abend hatte ich auch am 28. abends, als ich zu meinem Zimmer im Hotel „Rose" hinauffahren woll-

te zuvor dem Nachtportier gesagt, er müsse mich sofort wecken, wenn das Krankenhaus anrufe – und danach müsse er umgehend eine Taxe bestellen. So geschah es dann auch, als ich am Telefon die unvergessliche Stimme der Schwester Herwiges sagen hörte: „Prinz, Sie müssen gleich kommen – gleich."

Seit Tagen befand ich mich in einem fieberähnlichen Zustand, ohne im geringsten krank zu sein. Wenn ich ganz besonders besorgt bin, dann geht mir ständig eine bestimmte Musik im Kopf herum. In jenen Tagen war es das Adagio aus dem 1. Satz von Tschaikowsky's Sinfonie Nr. 6, h moll op. 74. - - - Beim und in der Zeit nach dem Tod meiner ersten Frau, meiner lieben Alexandra, war es die Serenade von Toselli, welche absolut von mir Besitz ergriff und mich gar nicht mehr loslassen wollte. – Es waren nicht etwa die Lieblingsmelodien dieser Frauen. Oh, nein, so einfach ist das nicht. Aber es war ganz sicher eine Musik, welche sehr viel mit ihnen zu tun hatte – nicht nur mit ihnen, sondern mit meinem Verhältnis zu ihnen! Vielleicht ist es die Vertonung der Schwingung gewesen, welche uns im Wesentlichsten verbunden hielt.

Tschaikowsky's Adagio also quälte mich. Ich war eben aus meinem Zimmer im grossen Hotel, wo ich knappe drei Stunden Halbschlaf erlebte, herunter auf die Strasse gerannt, um so schnell als irgend möglich ins St.-Josef-Hospital zu gelangen. Zu Fuss – zu weit. „Wir haben vorsichtshalber gleich zwei Taxen benachrichtigt – aber es ist noch keine da", sagte der Portier entschuldigend. „Tun Sie alles, was Sie nur tun können!" rief ich der Telefonzentrale zu, „es geht um mein Leben." – Erst nachdem ich es sagte, bemerkte ich, dass ich „mein" Leben sagte. Sollte ich die Wahrheit gesagt haben? Ich war bis zum Äussersten erregt und zugleich nicht ganz auf dieser Erde.

Inzwischen stand ich draussen – auf der Strasse. Keine Taxe weit und breit. So etwas gibt es doch sonst in Wiesbaden nicht. Ich stand mitten auf dem Fahrdamm, fest entschlossen, jede Taxe anzuhalten. 3 - 5 - 10 - Minuten und mehr! – Das Adagio vermengte sich mit den letzten Gesprächen. Eine Horde betrunkener Amerikaner versuchte mich anzupöbeln, ich konnte nicht reagieren – ich war ja gar nicht da.

Endlich kam eine Taxe. „Fahren Sie so schnell wie möglich!" 5 - 7 Minuten kamen mir endlos vor. – Wenn sie sterben muss und auf mich wartet – zum ersten Mal und gerade jetzt, müsste sie noch erleben, dass ich nicht da bin, wenn sie mich braucht. Entsetzlicher Gedanke. - - - Durch die schier endlosen Gänge des grossen Krankenhauses – kaum erleuchtet – an vielen Christusdarstellungen moderner Art vorbei, die mich mit Verzerrung verfolgten – lief ich so schnell ich nur konnte, ohne Rücksicht darauf ob meine Schritte weithin hörbar sind. Ich hatte das Gefühl, als würde ich das Krankenhaus zerstampfen, um sie daraus zu befreien. Bis ich endlich vor der immer ruhigen, ausgeglichenen Schwester Herwiges stand.

„Es ist – zu Ende", sagte sie leise, „vor wenigen Minuten, - - - aber sie war nicht mehr bei Besinnung, sie hat nichts gemerkt."

Beim Warten auf der Strasse hatte ich auch gedacht: „Soll ich vielleicht zu spät kommen? " – „Muss" ich es? – Jetzt wusste ich es. Ich sah die anderen Menschen. Die wären alle dabei gewesen. So aber hatten wir den Abschied ganz für uns allein – da draussen, in der kalten aber klaren, trotz des Verkehrs für uns stillen Strasse – und im Hintergrund – ganz leise – für uns beide Tschaikowsky's schönes Adagio aus der 7. Sinfonie. Sie wurde für uns zur Sinfonie des Abschieds – die es im Krankenhaus niemals hätte geben können. Sie wurde für mich zugleich – und das war meiner Frau Vermächtnis an mich: zum Auftrag

fürs fernere Leben. Und das konnte nicht in Gegenwart dritter geschehen, die davon nichts verstehen. – Sie war gleich zu mir gekommen, dort auf die Strasse – unter das unendliche Gewölbe des sternenreichen himmlischen Domes. Jetzt kam ich ins Krankenhaus zurück, mit ihr in meinem Herzen – stark genug zu sein für die Trennung von dem, was sie hier zurückliess. Erfüllt aber von der Kraft, die sie mir gab.

Es fiel mir auf, dass ich gerade jetzt auch so viel an meine erste Frau – Alexandra, Gräfin zu Castell-Rüdenhausen – denken musste. Mit ihr hatte ich 34 Jahre in glücklichster Ehe gelebt. Als sie 1961 plötzlich starb, hatte ich ja ganz Ähnliches durchgemacht. Nach ihrem Tode war ich mir meiner Lebensaufgabe sehr viel bewusster geworden. Oft sagte ich zu Freunden: Ich habe das Gefühl, sie ist irgendwie in mich übergegangen und hilft mir auf den rechten Weg. – Und später haben nicht nur ich, sondern sogar meine Angestellten konstatiert, dass meine zweite Frau meiner ersten anfing, mit der Zeit immer ähnlicher zu werden – manchmal – wie jene sagten: „verblüffend ähnlich" – nicht so sehr im Äusseren aber im Wesentlichsten. „Wir glauben jetzt oft, „unsere" Prinzessin ist wieder da", sagten sie und bestätigten damit, ungefragt, meine Empfindungen. – Alexandra, welche alle die schönen und all die schweren Zeiten mit mir erlebte, hatte vor ihrem Tode auch plötzlich zu mir über meine politische Aufgabe gesprochen – daran erinnerte ich mich jetzt ganz deutlich. – Wie seltsam, so dachte ich: ist das nicht vielleicht alles eines? Ein und dieselbe Kraft, in verschiedenerlei Gestalt? – Muss ich das erleben, um der Wahrheit näher zu kommen – und die Wahrheit zu sagen, zu verbreiten?

Natürlich sprach ich während der acht Jahre meiner zweiten Ehe oft mit Marie-Louise über Alexandra. Und Marie-Louise sagte, das Leben mit mir habe sie sehr ver-

ändert, freier gemacht und positiver. Auch wir beide waren überaus glücklich miteinander. „Du bist ein ganz anderer Mensch – und doch ihr immer, immer ähnlicher", sagte ich häufig. Das alles kann doch unmöglich Zufall sein. Der Zufall würde sich ja selbst widerlegen, wenn es bei ihm so geordnet zugehen würde. – Woher sollten wir Menschen Vertrauen haben, in uns selbst – in die Umwelt – wenn wesentlichste Entwicklungen von einem Zufall abhingen? Und wenn nur das geringste Stückchen Zufall möglich wäre – könnte nichts auf dieser Erde „in Ordnung" gehen.

Es hat einmal ein sehr bedeutender Mensch gesagt: „Jeder verwandelt sich einmal in denjenigen, den er am meisten liebte."

Ich glaube bestimmt – und zwar zum zweiten Mal in meinem hiesigen Leben, erfahren zu haben, dass dieser Satz wahr ist. Und gerade das widerum scheint mir sicherlich kein Zufall.





Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe
regierte von 1911 bis 1918 - ältester Bruder des Autors

„Weil Du zufällig ein Prinz bist"

Es war im Jahr 1918, aber noch vor der Abdankung meines Bruders. Ich war seit dem Tode meiner Mutter, Mai 1918, Waisenkind und lebte mit meiner jüngeren Schwester und unseren Erziehern, sowie der für uns verantwortlichen Obersthofmeisterin im Schloss zu Bückeburg, im Haushalt meines Bruders, des Regierenden.

Eines Tages ärgerte ich mich, weil mein Erzieher – ebenso wie ich – grüsste, als der Wachtsposten vor der Wache am Eingang zum Schlosshof präsentierte. Ich sagte zu meinem Erzieher: „Sie brauchen nicht grüssen – das mache nur ich. Der präsentiert nicht vor Ihnen, sondern vor mir. Oder auch nicht vor mir, sondern vor meinem Namen. Vor dem Ansehen meines Namens!" Der Erzieher lachte und gab mir recht.

Diese kleine Geschichte beweist, dass die Monarchie kein Zufall war, welcher erlaubt, sie je nach Laune abzuschaffen.

Aber gerade dieser angebliche Zufall hat mir durch mein ganzes Leben viel zu schaffen gemacht. „Weil Du

zufällig ein Prinz bist" – oder, was noch ärger ist – „weil Du zufällig das Wörtchen Prinz in Deinem Namen hast". Auf der Schule, als Student, als Angestellter, als Beamter, beim Kommiß, als Kriegsgefangener und Internierter, als Redner einer Partei – immer und immer wieder begegnete mir dieser törichte Einwand. Stets lag die Betonung auf dem Wort „zufällig".

Dieses „zufällig" war wohl das erste, was mich ärgerte und daher nachdenklich machte. Es wies mich auf die „knechtischen" Menschen hin, von denen Friedrich Nietzsche sagt „Ihr höheren Menschen, dies lernt von mir: auf dem Markt glaubt niemand an höhere Menschen. Und wollt ihr dort reden, wohlan! Der Pöbel aber blinzelt „wir sind alle gleich." - - - „Mensch ist Mensch, vor Gott – sind wir alle gleich! - - - Vor Gott! – Nun aber starb dieser Gott. Vor dem Pöbel aber wollen wir nicht gleich sein. Ihr höherenMenschen, geht weg vom Markt!" (Also sprach Zarathustra, „Das Abendmahl").

War ich denn wirklich nur „zufällig" ein Prinz? Dann war ich ja in Wahrheit kein Prinz sondern ein Hochstapler. Ein Betrüger!

Ihr kennt doch meine Eltern, – Ihr wisst von meinen Grosseltern, Ur- und Ur-Urgrosseltern usw. bis in die Zeit von cirka 800 n. Christi. Sie alle gehörten regierenden Familien an. Alle Ehen – bis auf eine einzige – galten als „ebenbürtig".

Dass meine Mutter meinen Vater heiratete, war doch kein Zufall. Sie liebten sich. Sie passten zueinander. Die Verbindung entsprach in jeder Beziehung den damals in diesen Kreisen üblichen Erwartungen und Wünschen und Bedingungen.

Und diese Erwartungen, Wünsche und Bedingungen waren auch nicht zufälliger Art, sondern logischerweise aus denen der früheren Generationen und den jeweils als

notwendig erbrachten politischen „Fortschritten" hervorgegangen. Diese Ehe meiner Eltern konnte nur als „ebenbürtig" gelten, weil eben die Ehen der Vorfahren auch als ebenbürtig galten.

Und es handelte sich ja nicht allein um die Ebenbürtigkeit, sondern auch um das Staatsinteresse. Von dieser Seite war also ebenso jeder „Zufall" ausgeschlossen. – Und dass – wie in diesem Fall – die Regierungen all dieser Länder: Schaumburg-Lippe, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin, Waldeck-Pyrmont, Preussen, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Hessen-Phillipstal, Dänemark, Schleswig-Holstein, Braunschweig, Anhalt-Zerbst und Russland, sowie Gross-Britannien - - - doch mitentschieden haben müssen, lässt die Einflussnahme weiter Kreise vermuten, so dass auch der allergeringste „Zufall" vollkommen ausgeschlossen gewesen sein muss.

Ich gehöre also zu jenen Menschen, welche – krass gesagt – das Produkt einer ganz besonderen, sorgfältigen, absolut lückenlos übersichtlichen, über viele Jahrhunderte reichenden Auswahl sind. Einer Auswahl, wie sie wohl keine drei Dutzend Familien auf dieser Erde nachzuweisen in der Lage sein dürften. Einer Auswahl, wie sie in ziemlich gleicher Weise, sowohl auf die Zukunft der Familie, als auf das Gedeihen des Staates ausgerichtete gewesen ist, zumindest aber sein sollte. Und zwar nach festumrissenen, von Staat und Kirche seinerzeit sozusagen garantierten Prinzipien der Ethik und der Moral, der Politik, des Glaubens und des Rechtes.

Wenn Sozialist sein heisst, für das Volk in seiner Ganzheit zu leben – seinen Mitmenschen in höchstem Sinne zu dienen – dann war das Lebensprinzip dieser, unserer Familie schon seit vielen Jahrhunderten ein sozialistisches. Ganz gleich, ob die persönliche Haltung Einzelner – auf die heute so gern hingewiesen wird,

wenn irgend ein klassenkämpferischer Skribent glaubt, mit Unkenntnis Historiker spielen zu dürfen – dementsprechend gewesen ist oder nicht. Ein Prinzip wird nicht durch Fehler einzelner widerlegt, wohl aber durch das Vorbild einzelner unterstrichen. Und an diesen Vorbildern hat es gerade im rein Menschlichen weiss Gott nie gefehlt. Man bedenke, wie wenig Vorbilder die Menschheit im Allgemeinen aufzuweisen hat – heute einschliesslich der „ausgewählten", welche nur äusserst selten als die „auserwählten" anerkannt werden können - - - im Vergleich zu den Monarchien, in denen doch jeweils nur die eine, herrschende Familie einige wirklich vorbildliche Menschen aufzuweisen hatte. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, dass es Jahrhunderte hindurch in den regierenden Familien des Deutschen Reiches viel mehr vorbildliche Menschen gegeben hat, als durchschnittlich in der Gesamtheit des Volkes. Allein das preussische Königshaus hat während der letzten 350 Jahre mindestens vier in besonderer Weise vorbildliche Könige aufzuweisen gehabt!

Das war kein Zufall, sondern sowohl die Folge der Zucht, als auch die Folge der systematischen Erziehung. Das hätte noch wesentlich mehr der Fall sein können, wenn Zucht und Erziehung stärker auf dem Wissen ewig gültiger Naturgesetze aufgebaut worden wären, – wie das heute mehr denn je möglich sein würde, aber leider in den noch bestehenden Monarchien nicht beachtet wird, weil man glaubt, „liberal" sein zu müssen, um einem falsch verstandenen Sozialismus vorzubeugen. Das unhistorische, naturwidrige, dynastische Denken des kirchlich beeinflussten Mittelalters hat den gesunden Führungsauftrag des Volkes, wie er im germanischen Herzogtum zum Ausdruck kam, in ein verlogenes Gott-Kaiser Verhältnis umgewandelt, wodurch man glaubte, die natürliche Ordnung allen Seins durch die einem erfundenen

Gott zugeschriebene, selbstgefällige Ordnung ersetzen zu können.

Wer „von Gottes Gnaden" war, der musste sich wohl oder übel den Vertretern dieses Gottes auf Erden unterordnen. Napoleon Bonaparte wusste Bescheid, als er sagte: „Der Papst herrscht über den Geist, ich jedoch nur über die Materie." – Die Geistlichen nehmen die Seelen der Menschen in Besitz, mir überlassen sie die Leichen. – „Gott hat den Kaiser zum Statthalter seiner Macht und zu seinem Ebenbild gemacht." Was für ein Gott? - - - „Ich hoffte, den Papst beherrschen zu können; was für ein Einfluss, was für eine Macht über die Welt wäre das gewesen!" – „Ich hätte die geistige Welt ebenso leicht verwaltet, wie die politische. – Den Papst hätte ich ins Unermessliche erhöht . . . ihn mit so viel Ehren und Prunk umgeben, dass er aufgehört hätte, um die weltliche Macht zu trauern. Ich hätte einen Götzen aus ihm gemacht; er hätte an meiner Seite gelebt." Der Papst musste zu seiner Krönung erscheinen, um zu erleben, dass Napoleon ihm im entscheidenen Augenblick vor aller Welt die Krone aus den Händen nimmt, um sie sich selbst aufzusetzen. „Ich will nicht von Gottes Gnaden sein", hiess das, „ich bin von Frankreichs Gnaden!" – Doch was nützte es ihm, dass er den Papst schliesslich in Fontainebleau einsperrte. Trotz allem hatte der Kaiser die Macht des Papstes unterschätzt. Er sah es selber ein.

Zu allen Zeiten haben die Menschen zwischen zwei Anschauungen geschwankt, welche beide unzutreffend sind. Die einen erkannten den Menschen als „von Gottes Gnaden" – die anderen sahen ihn als ein Produkt des „Zufalls". Beide Anschauungen waren nur gut für diejenigen, welche durch sie Geld zu verdienen verstanden. Darum haben sie sich so lange gehalten. Beide Anschauungen waren nach 1918 für Menschen meiner Her-

kunft besonders nachteilig. Auch zu Zeiten des Dritten Reiches, denn unser Sozialismus wurde nach 1933 in zunehmendem Masse missverstanden.

Ich hatte 1939 um Entlassung aus dem Ministerium gebeten, um einen Landratsposten in Oberösterreich übernehmen zu können. Mit Kriegsausbruch kam ein Versetzungsstop und dadurch wurde meine Absicht vereitelt.

„Wir kamen wieder nach Berlin und die Arbeit im Ministerium lief weiter", schrieb ich in meinem Buch ZWISCHEN KRONE UND KERKER, - - - „Die Bürokratie kam plötzlich auf den Gedanken, von mir einen „arischen Nachweis" zu verlangen. Ich sei schon seit vielen Jahren Beamter des Reiches und hätte es offenbar nicht nötig gehabt, diese Voraussetzung zu erfüllen."

Im Jahre 1936 hatte mich einmal der Reichsleiter Bouhler in die Reichskanzlei kommen lassen und mir Auszüge aus meinen Personalakten der Partei gezeigt, aus denen einwandfrei hervorging, dass mich Adolf Hitler schon vor 1933 selbst und „unwiderruflich" aus der Partei ausgeschlossen hatte. Meine Antwort war damals gewesen: „Nun gut, dann bitte bestrafen Sie alle jene, die es während all der Jahre zugelassen haben, dass ich als Redner der Partei auftrat, – dass ich persönlicher Adjutant des Reichsministers Dr. Goebbels wurde und war, dass ich ungefähr zwei Jahre lang fast ständig mit Hitler zusammen sein konnte, dass ich Beamter des Deutschen Reiches wurde und dergleichen mehr. Dann bitte veröffentlichen Sie das alles!"

Daraufhin hatte Herr Bouhler vor meinen Augen die Unterlagen zerrissen. Ich aber erinnerte mich jener Szene in Godesberg – als Männer aus Hitlers Begleitung mich auf so gemeine Weise abfertigten und ich absolut keine Erklärung für ihr Verhalten finden konnte. Jetzt war mir

auch klar, weshalb ich am 30. Juni 1934 so eigenartig behandelt worden war – und manches mehr. Zum Beispiel die Tatsache, dass ich trotz aller Fürsprache meiner Vorgesetzten weder in der SA noch im Ministerium entsprechend befördert wurde.

„Sollte nun dieser Vorstoss der Personalabteilung auch auf eine Initiative aus jener Richtung zurückzuführen sein? Ich war sehr skeptisch geworden – und hatte allen Grund dazu, denn lediglich meine für die Gegner unklaren persönlichen Beziehungen zu Dr. Goebbels und Hitler schützten mich, meine Popularität aber in Verbindung zu meiner Einstellung wurde für mich zur Gefahr.

Ich sammelte also Unterlagen. Dann schrieb ich auf einem riesigen Blatt fein säuberlich einen Stammbaum zusammen, der ungefähr über 800 Jahre reichte, fast lückenlos war . . . . . ein Bild europäischer Geschichte widerspiegelte, in dem von Friedrich dem Grossen bis zu Katharina der Grossen von Russland . . . . . so ziemlich alles vertreten war, was zur geschichtlichen Drehbühne des Abendlandes gehörte und auch das Auf und Nieder europäischen Schicksals zu repräsentieren vermochte. Dieser Ahnengalerie fügte ich die Beanstandung der Personalabteilung bei und reichte dann alles „dem Herrn Minister" ein. Schon am nächsten Tage befahl der Minister mich zum Vortrag. Auf seinem Schreibtisch lag mein Stammbaum ausgebreitet. Goebbels sagte und es mochte typisch für ihn sein – :„Was mir angesichts dieses Stammbaums imponiert, ist die Tatsache, dass Sie ein Sozialist sein wollen. Offengestanden, das ist fast unbegreiflich – und gerade deshalb ist es mir peinlich, Prinz Schaumburg, dass man sich Ihnen gegenüber so benimmt. Glauben Sie mir, Ihre Haltung wird in unserer Partei von den wenigsten verstanden. Wie nützlich könnten Sie uns sein – aber die Menschen sind zu dumm – schade, sehr schade!"

Dann fasste er das grosse Blatt ganz vorsichtig an und legte es so behutsam wie nur möglich zusammen. Er nahm sich dazu viel Zeit – und schwieg. Schliesslich übergab er es mir mit einer leichten, eigentlich nur angedeuteten Verbeugung und sagte: „Bitte, Prinz Schaumburg, darf ich Ihnen Ihre Ahnen zurückgeben – wir wollen der Personalabteilung diese Blamage ersparen."

Der „Zufall" war widerlegt worden. – Kein einziger Mensch auf dieser Erde kann als ein Produkt des „Zufalls" angesehen werden. Weil jeder einzelne Mensch nur zu verstehen ist als ein Glied in der ewigen Kette des Geschehens. Als Teil der über Millionen Jahre Vergangenheit und ebensoviele mindestens der Zukunft reichenden Ordnung nicht nur dieser Erde, sondern des Kosmos.

Heute ist „man" stolz darauf, alle Menschen gleichgemacht zu haben. Sie sagen zwar, wenn man sie darauf stellt, es sei lediglich gemeint „gleich vor dem Gesetz" und „gleich vor Gott" – aber sie sind dennoch dabei, weiterhin alles abzuschaffen, was Herkunft, Leistung, menschliche Souveränität und Charakter apostrophieren könnte. Mit der allgemeinen Gleichmacherei hat der Marxismus die Menschen eingefangen, nur in „totalitären" Staaten war es seitdem möglich, dem erfolgreich entgegenzutreten – weswegen Ordnung an sich schon heute in der kapitalistischen Welt des Westens verpönt ist.

Ganz im Übrigen: wie denkt man sich das eigentlich? Menschen, welche gleich vor dem Gesetz sind – und dazu noch gleich vor Gott – –– obwohl Gottes Natur sie alle verschieden geschaffen hat – doch damit sie verschieden sein und daher leben sollen - - - solche Menschen, wenn es sie geben würde, müssten ja auch in jeder anderen Beziehung gleich sein.

Ich habe nach dem Kriege um die mir als Beamter des Deutschen Reiches zustehende Pension prozessieren müssen. – Der Staat behauptete zunächst, die sieben Seme-



Gruppenaufnahme anlässlich der Silberhochzeit des Fürsten Georg und der Fürstin Marie-Anna zu Schaumburg-Lippe – engster Kreis der Verwandten mit S.M. dem Kaiser – (Eltern des Autors) – 1908 –



ster juristischen Studiums, welche ich absolvierte, seien keine genügende Grundlage für einen Beamten. Das Abitur, welches ich gut bestanden hatte, auch nicht. Da erlaubte ich mir, dem Gericht gegenüber zu erklären, dass nach meiner Meinung viele hundert Jahre gelenkte Zucht und Erziehung hervorragendster Art und das daraus resultierende Leben aller Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits ausschliesslich für Volk und Staat unvergleichlich wertvoller gewesen sei für meine Beamtenlaufbahn, als es das schwerste juristische Examen hätte sein können. Keine vernünftige Regierung könne es verantworten, dies nicht voll und ganz zu berücksichtigen – diesen doch zweifellos ganz ausserordentlichen Tatsachen im Sinne des Staates und Volkes Rechnung zu tragen. – Aber ich hatte das Gefühl, überhaupt nicht verstanden zu werden. Es schien, als kämen meine Einwände aus einer für das Gericht anderen Welt. In den Augen des Gerichts war ich eben offenbar tatsächlich „zufällig ein Prinz" und zwar nach neuester Auffassung „ein Mensch, bei dem der ehemalige Titel laut Gesetz nur als Bestandteil des Nachnamens gilt und also kein Titel mehr ist. Das Gesetz machte den Titel zum Zufall.

Ist das überhaupt möglich? Kann man die Resultate einer vielhundertjährigen Zucht und Erziehung, deren Prädikate doch diese Titel nur seien sollen, ganz einfach aus der Welt schaffen, weil der Klassenkampfgedanke des Herrn Karl Marx das so fordert? Solange die Träger solcher Namen selbst sich der naturgegebenen Werte bewusst sind, die dahinter stecken – durch welche jene Zucht und Erziehung sinnvoll waren und „in Ordnung" – solange diese Menschen selbst sich zu diesen Werten, ihrem tieferen Sinn und damit der Ordnung bekennen, der sie ohnehin als Menschen angehören – können andere Menschen zwar zeitweilig den Zustand verändern – die Werte als solche aber niemals tilgen. Dieses Bekennen muss allerdings viel

mehr sein, als ein Lippenbekenntnis oder gar eines durch klingende Münze – es muss in Haltung bestehen und menschlicher Souveränität, in der Freiwilligkeit des Lebens für Volk und Staat, im Kampf mit offenem Visier für das, „was Du ererbt von Deinen Vätern". Denn solche Menschen, mit dermassen verpflichtenden Namen, sind nun mal zum Kampf geboren und nicht zum „süssen Leben". Es ist kein Kampf um Macht oder Reichtum, sondern für die ewigen Ideale und somit auch für die ewigen, ethischen Gesetze der Natur. Solche Kämpfernaturen, solche souveränen Menschen aber sind der kostbarste Besitz eines Staates, gleich woher sie kommen. Und gerade daran fehlt es heutzutage weit mehr denn je zuvor. Weswegen ich – allerdings vergeblich – hoffte, mit dem Verständnis der Richter rechnen zu dürfen.

Im gleichen Verfahren, in dem man den „Prinzen" als solchen nicht respektieren wollte vom Standpunkt des Staates – im gleichen Verfahren machte man mir zum Vorwurf – und das war der Vorwurf, dessentwegen ich meinen Pensionsprozess verlor – ich sei nicht zuletzt wegen meiner Zugehörigkeit zu einer Partei (NSDAP) Beamter geworden und darum stehe mir eine Pension nicht zu. – Interessanterweise bot mir zu genau der gleichen Zeit, da ich aus eben diesem Grunde diesen Prozess verlor – derselbe Staat, der diesen Prozess gegen mich führte und gewann – an, mich widerum als Beamten einzustellen, falls die Partei, für die ich jetzt in den Bundestagswahlen kandidierte (BHE) in den Bundestag einzieht, in dem sie bis dahin vertreten war. Die SPD und der BHE hatten nämlich vor, künftig zusammen zu regieren. Der BHE kam nicht wieder in den Bundestag und von meiner Wiedereinstellung als Beamter war fortan nicht mehr die Rede. Aber die obersten Führer des BHE erhielten hohe Beamtenstellen und traten zur SPD über. Das Letztere allerdings hätte ich nicht getan. –

Ich konnte dem Gericht durch eine eidesstattliche Erklärung des einstigen „Obersten Richters" der NSDAP – Buch – nachweisen, dass ich zur Zeit meiner Ernennung zum Beamten, April 1933, noch „unwiderruflich" aus der NSDAP ausgeschlossen war, – ihr also gar nicht angehörte. Durch diese Aussage allein war der einzige Vorwurf, der gegen mein Pensionsrecht geltend gemacht wurde, völlig entkräftet und gegenstandslos – aber das Gericht akzeptierte die Erklärung gar nicht, lehnte sie ab.

Der Verlust meiner wohlverdienten Pension war für mich und die Meinen zunächst ein sehr schwerer Schlag. Ich dachte darüber nach, weshalb ich das wohl miterleben musste. Vermutlich sollte ich auf diese Weise erfahren, ob ich in einem Rechtsstaat lebe – oder nicht. Denn das zu wissen, war sicher für mein weiteres Leben von Bedeutung. Es war eine teure und schmerzhafte Lehre, aber eine notwendige – also absolut kein Zufall.

Gerade im parteipolitischen Leben der späteren Jahre habe ich erkennen müssen, dass bis heute – also 25 Jahre nach Hitler – einer der international geachteten, geradezu klassischen Rechtsgrundsätze: „nulla poena sine lege" – „Nichts darf bestraft werden, was zur Zeit der Tat nicht als strafbar galt" in beiden Teilen Deutschlands nicht zu existieren scheint. In den dreissiger Jahren hat kein Deutscher gewusst, dass eine nationalsozialistische Gesinnung und Haltung strafbar ist. Im Gegenteil, mindestens 90 % des Volkes waren der Meinung, dass es anerkennenswert ist, national und sozial zu sein. – Und alle Grossmächte der Welt haben uns Deutsche in dieser Überzeugung bestärkt. Noch heute gibt es grosse Völker, welche nicht verstehen, dass so viele Nationalsozialisten – vor allem diejenigen in führenden Posten der Demokratie – ihre frühere Gesinnung und Haltung offiziell leugnen und so tun, als seien sie Gegner des Nationalsozialismus gewesen. –

Der Verleger einer grossen Tageszeitung in USA sagte u.a. in seiner mir gewidmeten Tischrede gelegentlich eines Frühstücks zu meinen Ehren im Herbst 1961: „Sagen Sie, lieber Prinz, wenn Sie jetzt nach Deutschland zurück kommen, Ihren Landsleuten, dass wir Amerikaner stets, auch in Kriegszeiten, die Deutschen geachtet haben. Man kann auch den Gegner achten, sehr sogar! – Sagen Sie ihnen, dass man aber ein Volk, welches sich nicht gegen böswillige Verleumdungen wehrt, sondern sich sogar fünfzehn Jahre nach dem Kriege noch selbst vor aller Welt beschuldigt und mit Dreck bewirft, nicht achten kann – und nicht achten wird! So etwas tut ein anständiges Volk nicht, und seine Regierung erst recht nicht! Sagen Sie das Ihren deutschen Landsleuten, bitte!"

Wozu hat es eigentlich eine Entnazifizierung gegeben, welche jahrelang dieses Volk nicht zur Ruhe und friedlichen Arbeit kommen liess? Angeblich war das nötig, damit die politische Vergangenheit überwunden würde. Es sollte gerade das dadurch vermieden werden, was wir heute noch – 25 Jahre später – vor allem in der Bundesrepublik Deutschland haben: deutsche Menschen verschiedener Klassen! Wer einst Nationalsozialist, vielleicht sogar in gehobener Stellung war, der kann bei der gewiss äusserst scharfen Entnazifizierung noch so gut abgeschnitten haben, wenn er Arbeit sucht oder vor Gericht stehen muss aus irgendeinem Anlass oder wenn er wegen besonderer Leistungen heute ausgezeichnet und anerkannt werden soll - - - dann wird ihm immer von neuem sein Verhalten in der „Nazizeit" als minus angerechnet und zwar oft, so sehr, dass er gar nicht mehr zum Zuge kommt. Es ist nicht wahr, dass wir Deutsche heute alle dieselben Rechte haben – wie es die Verfassung verlangt. In diesem Zusammenhang wird in der Bundesrepublik täglich in hunderttausenden von Fällen gegen die Bundesverfassung verstossen, auch von staatswegen, ohne dass die Verfassung dagegen geschützt wird und der Bürger rehabilitiert. Auch

daraus sollte ich lernen, dass es keinen Zufall gibt.

Vor 10 Jahren cirka wandte sich einer der bekanntesten unter den Wirtschaftsführern des Ruhrgebietes an mich, weil er mich als seinen Repräsentanten im Ausland anstellen wollte. Er wusste von meinen weitreichenden ausländischen Beziehungen, er kannte mich als Redner und Schriftsteller und er nahm als selbstverständlich an, dass ich mich in der internationalen Gesellschaft zu benehmen weiss. Es kam zu einer Verhandlung, beide waren einverstanden, ich musste der Personalabteilung seines weltbekannten Werkes die erforderlichen Angaben machen, der Vorstand war einverstanden. – Da plötzlich mischte sich das Auswärtige Amt ein und empfahl für diesen Posten einen seiner Beamten. Da jener an Kenntnissen, Erfahrungen und Beziehungen mir nicht das Wasser reichen konnte – wurde meine politische Vergangenheit ins Feld geführt, obgleich ich vor dem Obersten Kassationshof Bayerns nach jahrelangen Untersuchungen in die Gruppe der Mitläufer eingestuft worden war. – Das genügte – ich kam für den Posten nicht mehr infrage, obwohl jener bedeutende Chef des Werkes nach wie vor für mich plädierte. „Wer entnazifiziert ist und nicht bestraft wurde in diesem Zusammenhang, soll keinerlei Nachteile durch die Vergangenheit haben, sondern als vollwertiger Staatsbürger gelten", so wurde zur Motivierung der Entnazifizierung gesagt, verkündet – die Regierung hat sich nicht danach gerichtet und das Volk hat sich in höchst undemokratischer Weise zurückgezogen, uns preisgegeben.

Ausserordentlich viele Fälle dieser Art habe ich allein in meinem Bekanntenkreis feststellen müssen. Die „Bewältigung der Vergangenheit" in den Jahren 1945 bis heute ist eines der beschämendsten und traurigsten Kapitel der Deutschen Geschichte. Millionen brave und tüchtige deutsche Staatsbürger wurden dadurch ausgeschaltet, so dass Abertausende von Lügnern und Verleumdern an ihrer

Statt zu „Friedensgewinnlern" und Parasiten des Wirtschaftswunders werden konnten.

Es ist gewiss kein Zufall gewesen – sondern ein wichtiger Abschnitt im Programm zur Unterjochung des deutschen Volkes. Keine der Parteien, keine der Kirchen, keine Verfassungsschützer und kein Gericht hat es gewagt, unter Berufung auf die altehrwürdige Rechtsauffassung „nulla poena sine lege" dem entgegen zu treten.

Ich sah ganz deutlich, dass mein Vaterland zugrunde geht, wenn nicht in letzter Minute eine im besten Sinne revolutionäre Idee gesundes Denken zurück bringt, aus dem natürlichstes Handeln resultiert.

Der Stich ins Kölner Telefonbuch

Wir schrieben das Jahr 1926. Ich war Student der Rechte in Köln. Hatte einen Monatswechsel in Höhe von 300,– DM und wusste so gut wie nichts vom Leben. Ich war aus einem goldenen Käfig plötzlich, weil ich das Abiturientenexamen bestanden hatte, ausgesetzt worden. In eine mir bis dahin fremde Stadt, mitten unter lauter fremde Menschen.

In sexueller Beziehung vor allem hatte ich nicht die geringste Ahnung, noch irgend eine Erfahrung, denn ich kam – wie gesagt – aus einem Käfig. Mein Erzieher hatte mir lediglich gesagt: „Wenn Sie auf der Strasse von einem jungen Mädchen angesprochen werden, die ein Köfferchen in der Hand hält – dann ist das eine Prostituierte und die hat wahrscheinlich die Syphilis. Lassen Sie sich also mit der um Gottes Willen nicht ein." – Ich besorgte mir ein Lexikon und sah nach, was „Prostituierte" heisst – und „Syphilis". Aber dann wusste ich immer noch nicht, was der Erzieher meinte, wenn er sagte, ich sollte mich auf nichts „einlassen". Wie sollte ich leben? Was um Himmels willen sollte ich mit ei-

nem bezaubernden Mädchen, deren es nach meiner Ansicht ungeheuer viele gab, tun? Sie begegneten mir oft und meines Erachtens immer häufiger. Das war beängstigend.

Natürlich hielt ich es bald in meiner kleinen, billigen Bude in der Eifelstrasse, – die, wie meine Bekannten sagten, noch nicht einmal „sturmfrei" sei, – nicht aus und ich wusste nicht, wie ich eine „sturmfreie" finden sollte. Dieses Wort fand ich in keinem Lexikon und jemanden zu fragen, war ich zu unsicher.

Und nun hören Sie, was ein einziger – allerdings ganz unwahrscheinlicher, toller „Zufall" ganz urplötzlich aus meinem Leben machte. Ich zitiere aus meinem – leider längst vergriffenen – Buch „ZWISCHEN KRONE UND KERKER":

„Mein Name, meine zwanzig Jahre, mein Geld, – das ich mir sehr bald durch den Verkauf ererbter Brillanten beschafft hatte, zogen mich in ein Netz, dessen Gefahr ich nicht kennen konnte. Schliesslich fing ich an, Schulden zu machen. Für mich sehr leicht. Bald schon aber drohte eine Katastrophe. – Da beschlossen einige meiner Clubkameraden, diesem Treiben einen Riegel vorzuschieben." – Ich war Mitglied einer studentischen Vereinigung geworden, der viele Söhne besonders angesehener und reicher, rheinischer Familien angehörten. –

„Als ich eines Tages vom Sport nach Hause kam, nachdem ich mich die ganze Nacht hindurch in Bars herumgetrieben hatte, sagten sie mir, so gehe es mit mir nicht weiter. Schuld sei jenes eine, dunkle plüschene Zimmer, in dem ich mich nicht wohlfühlen könnte, – in dem mich niemand gern besuchte, – aus dem ich immer flüchtete. Darum wollten sie mich veranlassen, sofort umzuziehen. Aber wie? Das war ein grosses Problem.

Einer meiner besten Freunde im Club war Franz Underberg. Von Statur sehr klein, aber ein tadelloser Charakter und ein Mann von herrlichem Humor. Einer von jenen Underbergs, deren Boonekamp in der ganzen Welt getrunken wird. Einer von jenen seltenen Menschen, die keine Kapitalisten sind, obwohl sie sehr viel besitzen.

Der kleine Underberg sprang auf den Esstisch. „Gebt mal 'nen Stuhl her! Vorwärts, Ihr faulen Säcke!" Und dann setzte er sich da oben wie ein Präses in unsere Mitte. „Ich brauche das Kölner Telefonbuch! Jacob, jib dat Telefonbuch her!" – Niemand verstand, was er vorhatte. Nun aber wurde Underberg sehr feierlich. Er setzte sich in Positur.

„Mein lieber Schaumburg, – wir wollen alle Dein Bestes, verstehst Du? Ich weiss den Weg, das Glück hat uns immer geholfen – „semper idem" heisst die Parole der Underbergs – also, machst Du mit, dann unterwirf Dich, es wird Dein Vorteil sein!" Ich fügte mich. Alle waren gespannt, was nun geschehen werde. „Ruhe jetzt und aufgepasst, Ihr elenden Hunde! – Jetzt steche ich mit diesem Messer hier in das Telefonbuch, vor aller Augen. Das Messer wird in irgend einem Namen stecken bleiben. So erfahren wir eine bestimmte Adresse. Und da zieht der Schaumburg hin, heute noch, verstanden? " Der ganze Lärm war verstummt. Alles hielt den Atem an. Das war eine tolle Idee von dem Underberg. Für mich gerade ungeheuerlich!

Er hob den Arm – und stach mit dem Messer in das dicke Buch. Dann schlug er langsam und ganz vorsichtig auf. Und las: „Witwe Laura von Oelbermann, Hohenstaufenring 57."

Er hatte nicht zu Ende gelesen, als die meisten bereits schrieen vor Lachen. Ich wusste nicht warum. Dann sprang Underberg vom Tisch und lief hinaus zum Telefon. Und kurze Zeit darauf hörte man von drüben ein

Gespräch – in Bruchstücken –: „Ja, der Prinz wird sehr gerne kommen – ja, heute Nachmittag um fünf Uhr zum Tee, – ja, ich werde es ihm ausrichten." Er hatte mich also bereits bei der Dame angesagt. – „Kennst Du sie? " war meine nur verständliche Frage. „Nein" erwiderte er, immer noch lachend, „nein, aber wer wüsste nicht in Köln, dass der Name Oelbermann für Dich nur ein unerhörtes Glück bedeuten kann – sie ist eine ausserordentlich reiche, alte Dame, mit einem Palais hier in der Stadt. Das muss Dein künftiges Quartier sein!" Und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Jeder kam mit Vorschlägen. Sie alle: von Guilleaume, Dyckerhoff, Baron Wrede, Baron Stackelberg, Noell, Krahe, Mansfeld, Grütering, Kaselowsky und etliche mehr. Jeder kam mit guten Vorschlägen, waren sie doch alle meine Freunde. Es wurde sofort beschlossen, dass alle mich dahin begleiten.

Pünktlich um fünf Uhr nachmittags fuhren etliche Taxen vor dem Hause der Frau von Oelbermann am breiten Hohenstaufenring vor, denn mehrere meiner Freunde gaben mir das Geleit.

Bald darauf sass ich in einem sehr hohen, grossen Zimmer, – eingerichtet im Stil der achziger Jahre. Einer etwa achtzigjährigen, kleinen, zierlichen Dame gegenüber, die stolz darauf war, noch ein waschechtes Kölner Platt zu sprechen. Sie war schwarz gekleidet und trug um den Hals und bis auf die Kniee reichend eine doppelte Perlenkette. Jede dieser Perlen war vom Umfang einer Erbse, also viel wert. Und an den Fingern trug sie wenige aber äusserst kostbare Ringe. Sie war sehr höflich und von tadellosen Manieren, keineswegs „nouveau riche". – Ihre Eltern waren noch – was sie selbst voll Stolz erzählte – in den Strassen Köln's als kleine Händler mit einem Verkaufskarren umhergezogen.

„Ihr Bruder Adolf – dat war 'nen feinen Mann

den han ich jut leiden können", sagte sie, „aber die Vicky, dat Aas, seine Tant – die Schwester unseres Kaiser's – die ihn so verdorben hat, – die konnte ich nit leiden." Es waren auch noch andere Gäste da, aber sie sprach fast nur mit mir, und erkundigte sich eingehend nach meinen Plänen. Ich musste ihr erzählen, wie und wo ich wohne. „Dat jeht aber nich", sagte sie, „wissense wat – ziehense doch zu mir. Wenn et Ihnen passt. Sehense sich mal meine Jästezimmerchen oben an und wennse Ihnen jefallen, so könnense heute noch einziehen. Se brauchen sich um mich jar nicht zu kümmern, – können da oben tun und lassen, watse wollen. Mein Diener Anton steht Ihnen janz zur Verfügung. Aber wenn S'et machen, dann jleich auf ein janzet Jahr, verstehen Se? "

Dieses Angebot war – weiss Gott – frappierend. Welch Glück, welch unbeschreibliches Glück – dachte ich. Aber ich kann mir das doch nicht schenken lassen. Unmöglich.

Da fiel mein Blick auf die grosse Perlenkette, auf die Ringe und auf zwei überdimensionale Perlen, die sie als Ohrringe trug. Ich konnte ihr von meinen Brillianten geben und mich auf diese Weise reichlich revanchieren. Also ging ich sofort die Gästezimmer ansehen. Der alte Diener Anton Seif – „Anton" genannt seit Jahrzehnten – begleitete mich. Er sah aus wie die englischen Butler im Film.

Es handelte sich um ein Wohnzimmer, wohl mehr als 64 Quadratmeter gross. Ein fast ebenso „kleines" Schlafzimmer. Anschließend ein Badezimmer mit jedem nur denkbaren Komfort.

Aus den Fenstern sah man den weiten Park, der zum Hause gehörte – und darüber hinaus auf den Hohenstaufenring. Während ich noch sprachlos dastand, die kostbabaren antiken Gemälde betrachtend, die in grosser Zahl

auf diese beiden Zimmer verteilt waren, sagte Anton: „Durchlaucht, dat dürfen Se sich nicht zweimal sajen lassen – kommen Se sofort zu uns – die alte Dame meint et jut mit Ihnen, glauben S‘et mir – kommen Se!"

Ich ging wieder zu ihr und sagte „ja". Noch am gleichen Nachmittag siedelte ich um. Meine Clubkameraden halfen mir ein- und auspacken. Alle freuten sich mit mir, als hätte ich das grosse Los gewonnen. Vielleicht war es sehr viel mehr! „Ein ganz unwahrscheinlicher Zufall" – so ging es bald von Mund zu Mund durch die Kölner Gesellschaft. Ein „Zufall ohne Gleichen" sagten meine Verwandten und wollten es kaum glauben. „Mensch, hast Du ein Glück, so ein Zufall" – „das gibts nur einmal, das kommt nicht wieder, – das ist zu schön, um wahr zu sein" sangen meine Clubfreunde und tranken immer noch einmal auf dieses uns allen unwahrscheinlich erscheinende Ereignis.

Am Abend dieses Tages lud mich Frau von Oelbermann ein, mit ihr ins berühmte Gürzenichkonzert zu gehen. Die Gürzenichkonzerte fanden in dem prächtigen alten Gürzenichbau statt, der leider im 2. Weltkrieg von Feindbomben zerstört wurde. – Wir hörten den weltberühmten Violinisten Kreisler.

Die alte Dame aber sagte: „Ich höre die Violine janz jern – und ich muss mich doch sehen lassen – glauben se wirklich, dass die janzen Bankiers und Industriellen wegen der einen Violine da hierher jehen? " Und als die grosse Pause begann, sagte sie zu mir: „Die Pause is die Hauptsache – jetzt muss ich all die Menschen bejrüssen, die wichtig sind." Und dann war sie ganz aufgeregt, niemanden auszulassen, der geschäftlich für sie interessant seien konnte. Gesellschaft war für sie der Vorhof des Geschäfts. „Dies is de Prinz Schaumburg-Lippe", sagte sie jedem der Prominenten bei der Vorstellerei ins Ohr. „Der wohnt bei mir – en janzes Jahr!" In dieser einen Pause

lernte ich jene Menschen kennen, die damals in Köln und darüber hinaus im Rheinland eine massgebliche Rolle spielten. „Wenn et Ihnen recht is, lade ich Se jede Woche ein, einmal in die Oper – und einmal in das beste Konzert und einmal vielleicht das Schauspiel oder die Operette zu besuchen. Ich gebe Ihnen immer die drei teuersten Plätze – damit können Se rechnen. Wen Se mitnehmen, soll Ihre Sache sein. Se brauchen et mir nich zu sagen. Bildung gehört nun mal zum Auftreten – auch Sie können Ihren Namen noch mehr verjolden. Bildung is jute Reklame, glauben S'et der alten Oelbermann. Ne jute Reklame is nie zu teuer.

Ein Mal in der Woche gab sie gewohnheitsgemäss ein grosses Frühstück in ihrem Hause. Dazu wurden cirka vierzig Personen eingeladen. Man ass in der sogenannten Bildergalerie, einem für ihre Bildersammlung angebauten Saal. Da hingen Leibls, Kaulbachs, Defreggers, ein sehr guter Trübner und ein Liebermann. Und vor allem ein Rembrandt. Ich sah die alte Dame des öfteren in Bewunderung versunken vor ihren Bildern stehen, sie sah die Bilder und ihre Preise gleichzeitig.

Sie wusste von jedem der Bilder etwas zu erzählen. Ich habe sie häufig bei ihrem Rundgang durch die Galerie begleitet. Immer wieder hat sie sich die Frage gestellt, ob es vorteilhafter sei, das Geld in Gemälden solcher Qualität oder in Wertpapieren anzulegen. Das Resultat dieser Überlegungen war bei ihr immer das gleiche: man muss das Geld verteilen. – Manchmal hat sie mich vierzehn Tage lang nicht gesehen, um dann plötzlich durch Anton fragen zu lassen, ob ich mit ihr die Galerie ansehen wolle. Und wenn wir dann langsam von Bild zu Bild schlenderten, dachte sie laut.

„Ach, das schönste im Leben ist schliesslich die Spekulation. Das ganze Leben ist eine Spekulation", sagte sie vor sich hin. „Aber man kann nur mit Erfolg spekulie-

ren, wenn man weiss, was in der Welt passiert. Ich lese aus der Zeitung das, was ich daraus lesen will – und nicht das, was der Journalist mir vorschreibt zu glauben."

„Wissen Se – Sie kommen aus einer sehr reichen Familie. Aber diese Familie wird nicht reich bleiben. Diese so wenig wie alle anderen fürstlichen Familien. Erschrecken Se nicht, aber es ist so – ich sage es Ihnen: – weil Ihre Verwandten stehen geblieben sind – alle – das liegt in ihrer Natur – und an den Traditionen. Die glauben, man kann auf die Dauer vom Reichtum leben. Das geht nicht. Man kann auf die Dauer nur für den Reichtum leben! Dann wird man reich bleiben, sonst nicht. Wenn Se aber für den Reichtum leben wollen – dann dürfen Se für nichts anderes leben wollen – verstehen Se mich? – Nun frage ich Sie: hat einer von den Prinzen die doppelte Buchführung gelernt? Ist einer von ihnen wirklich auf einer Bank ausgebildet worden – ich meine nicht nur so zum Scheine? Nein! Offiziere sind se gewesen, aber Geld wollen se verdienen. Nicht um es zu besitzen und zu vermehren, sondern um es auszugeben. Ich habe manchen General gekannt, der war wohl ein netter Kerl aber strohdumm – einen strohdummen Grossindustriellen oder Bankier aber habe ich noch nie gefunden. Ich kenne wohl fast alle Könige Europas persönlich, die Herzöge und die Fürsten, – die meisten haben mich angepumpt – aber wiedergekriegt hab ich's von keinem einzigen – verstehen Se? Sehen Se, deshalb sage ich, die machen alle nicht mehr lange. Werden Sie unabhängig von Ihrer Familie – verdienen Se sich selbst Ihr Vermögen. Wenn Se erst mal reich sind, fragt Se von denen keiner mehr, wie Se reich geworden sind. Der Schuster Bernadotte machte viel Geld, sehr viel sogar – und wurde vom bürgerlichen Bonaparte zum König gemacht – und seine Nachkommen sind heute so ebenbürtig wie Sie – das nennt man in Ihren Kreisen Tradition. Es gibt

nur ganz wenige regierende Häuser in Europa für die nicht ganz Ähnliches gilt – Ihr Haus Schaumburg-Lippe ist eine der ganz wenigen Ausnahmen. Ich könnte Ihnen sehr viel dazu sagen. Wer anderen Geld leiht, der weiss viel über andere zu sagen, glauben Se mir das! Ihr Land war winzig, aber Ihr Name gilt viel mehr wie derjenige vieler weit grösserer Fürsten."

So und ähnlich sprach sie oft und gern – vor allem, wenn wir in der Galerie waren und vor den berühmten Bildern standen, die sie hatte für sehr viel Geld kaufen können und auf die sie begreiflicherweise sehr stolz war. Warum die so zu mir sprach – so oft – das habe ich erst viel später erfahren.

„Und am Ende eines solchen Rundganges wurde dann wieder der nächste Lunch besprochen. Die Liste derer, die nun einzuladen seien. Grossindustrielle, Bankiers, Grosskaufleute – nicht irgendwelche, sondern bestimmte – und einige Aristokraten, denn „es gehört Teig zwischen die Schlagsahne". – „Wenn ich ihnen so ein paar Jrafen und „vons" einlade, glauben die Reichen, se seien in feiner Jesellschaft. – Ja, mein lieber Prinz, – ich habe es Ihnen ja schon oft jesagt: „wenn die Fürsten jewusst hätten, was Name und Reichtum zusammen für eine Macht bedeuten, dann hätten se sich 1918 nich einfach so absetzen lassen. Nicht ein einziger hat um seinen Thron jekämpft. Nicht ein einziger – obwohl se ihn alle „von Jottes Jnaden" hatten. - - - Sie haben das Zeug, ein juter Jeschäftsmann zu werden – und was Ihnen fehlt, das bringt Ihnen die alte Oelbermann bei. Aber ich sage Ihnen – machen Se sich unabhängig von der Familie – unabhängig von Ihren Hausgesetzen, unabhängig von Vorurteilen. Lernen Se möglichst viele einflussreiche Menschen kennen – machen Se sich Beziehungen, aber nur interessante, wertvolle – das ist Kapital. Nicht die Menschen suchen, weil sie Geld haben – sondern weil sie klug und gut genug waren, Geld zu verdienen und zu

vermehren. Leute, die aus eigener Kraft es zu etwas gebracht haben, nicht durch ihre Direktoren!"

Jede ihrer Gesellschaften war für mich die reinste Börse neuer Beziehungen. Jede einzelne Einladung war von ihr vorher wohlweislich überlegt. Alles hatte seine besonderen Gründe. Diese Frau war unheimlich klug – und – konsequent.

Einmal aber traute ich meinen Ohren nicht, als die alte Dame mich plötzlich bei einem ihrer grossen Diners über den Tisch hinweg anredete: „Wissen Se, Prinz Schaumburg-Lippe, die berühmte Geschichte von Ihrem Urgrossvater und dem Wiener Kongress? " Ich ahnte nicht, was sie wohl meinen konnte. – Sieben Jahre später hat mir genau die gleiche Geschichte Adolf Hitler erzählt. Da fuhr sie, sich nun an alle wendend, fort: „Die kennen Se jar nicht – na, das wundert mich aber sehr. Wenn ich Ihren Namen trüge und nur eine einzige Geschichte mir merken müsste, dann wäre das die – da können Se sich aber drauf verlassen! - - - Ha, – ich – die alte Oelbermann – ich, ich muss Ihnen diese Jeschichte erzählen? – das is aber wirklich komisch. – Na, meine Herrschaften – dann hören Se mal alle zu – der Urgrossvater dieses jungen Prinzen, der war, wie alle regierenden deutschen Fürsten, zum Wiener Kongress erschienen. Er sass mit all den anderen Regierenden in einem grossen, herrlichen Saal versammelt und die Verhandlungen hätten schon längst beginnen sollen. Der Kaiser aber schien noch auf jemanden zu warten. An sich schon eine unmögliche Angelegenheit, denn kein Protokoll der Welt sieht es vor, dass der Kaiser auf jemanden zu warten verpflichtet sein könnte. – Da endlich wurden die grossen Flügeltüren des Saales wieder geöffnet und ein kleiner, untersetzter Herr betrat mit dem Ausdruck betonter Bescheidenheit den Saal. Es ging ein Geraune um, einer flüsterte es dem anderen zu und jeder der vielen Monarchen erhob sich

von seinem Stuhle. Nur einer, der Fürst zu Schaumburg-Lippe, der blieb ganz ruhig sitzen – als ginge ihn das alles gar nichts an. Da stiessen ihn die Nachbarn an und sagten, ob er denn gar nicht wisse, wer das sei. „Oh, ja, das weiss ich schon", gab er recht laut zur Antwort und man hörte es durch die Stille der allgemeinen Spannung deutlich, „aber ich bin anscheinend der Einzige im Saal, der dem Rothschild nichts schuldig ist." - - - „Sehen Sie, meine Herrschaften", fuhr die alte Frau von Oelbermann fort, „dieser Fürst, der dem Rothschild nichts schuldete – das war der, welcher die Voraussetzungen schuf für das riesige Vermögen der Schaumburg-Lipper. Er war ein Finanzgenie. Und seine Urenkel wissen nicht einmal von ihm diese höchst beachtliche, einmalige Geschichte, auf die sie – wie auf nichts anderes, stolz sein müssten!"

Ich ärgerte mich über die Worte „nichts anderes", freute mich aber darüber, diese mir bis dahin tatsächlich völlig unbekannte Geschichte zu hören. Tatsächlich musste ich leider später feststellen, dass sie in meiner Familie wirklich unbekannt war und das beeindruckte mich sehr stark.

Ich wusste damals als zwanzigjähriger schon, dass gewisse, sehr reiche, westliche Juden eine Weltmacht bedeuten. Mir war auch bekannt, dass sie diese Weltmacht zum erheblichen Teil der Unfähigkeit etlicher Monarchen verdankten, welche weit über ihre Verhältnisse zu leben für ihr Recht hielten. Nicht so sehr der Juden, als vor allem der Monarchen wegen – und weil ich das als einen Verrat an der Monarchie und den Völkern empfand – empörte mich das. Diese Geschichte habe ich der alten Dame nie vergessen und als ich sie später von Adolf Hitler widerum zu hören bekam, ganz genau gleich, da war sie bereits für mich zu einer Verpflichtung geworden. Nicht gegen die Juden, sondern gegen jene Entar-

tung der Monarchie – und für die in dieser Beziehung vorbildliche Haltung des fürstlichen Hauses Schaumburg-Lippe. Welch ein für mich „glücklicher Zufall", dass die alte Dame diese Geschichte zum Besten gab.

An der Tafel sassen, dieser Geschichte lauschend, sehr viele prominente Persönlichkeiten des Rheinlandes. Bankiers, Grossindustrielle. Unter ihnen der bekannte Bankier Baron Waldemar von Oppenheim – und auch Dr. Pferdmenges sowie Dr. Konrad Adenauer, seinerzeit Oberbürgermeister der Stadt Köln.

Von wem Frau von Oelbermann diese wahre Geschichte wusste und von wem sie Hitler erfuhr – habe ich leider nie feststellen können. Nach einem solchen Diner holte sich die alte Dame ihre Gäste sehr geschickt einzeln in einen der Nebensalons und unterhielt sich da eingehend mit ihnen unter vier Augen. Sie versuchte dabei, wichtiges über die Baupläne der Stadt Köln zu erfahren, damit sie ihre Grundstückspekulationen danach ausrichten konnte. Sie erkundigte sich bei hohen Finanzbeamten nach den Steuervorhaben der Regierung, – sie erfuhr auf raffinierteste Weise von Bankiers gute Tips für die Börse. Sie sprach mit Kunstexperten und Direktoren der staatlichen Museen über die „Marktlage" auf dem Gebiet der bildenden Künste. Bei manchen dieser Unterhaltungen holte sie mich dazu. „Dieser junge Herr soll so viel wie möglich lernen – der soll seinen Weg selbst machen, – der soll nicht irgendein Prinz werden, sondern einer, der mehr leistet – als verbraucht", pflegte sie zu sagen. Seltsamerweise hatte diese aus der Hefe des Volkes stammende vornehme Dame viel Gespür für wahren Adel – und viel Verachtung für Mangel an Souveränität. Ausgerechnet ihr – und dazu auf diese Weise – zu begegnen, war für mein ganzes Leben von grosser Bedeutung.

Drei Menschen waren besonders häufig bei ihr zu

Gast. Von ihnen hielt sie ausserordentlich viel – was nicht bedeutete, dass sie sie schätzte. Dies waren der Generaldirektor der Deutschen Bank, Köln, Rothe, – der Staatssekretär im Auswärtigen Amt und spätere Botschafter in London, Conrad von Schubert, und der spätere Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer. Jedem dieser Herren sagte sie eine ausserordentliche Karriere voraus. Persönlich wirklich schätzen tat sie von den dreien nur Herrn von Schubert, der aber nur höchst selten zu ihr kommen konnte. – Auf Wunsch der alten Dame verkehrte ich sehr viel im Hause Rothe und bei „den Adenauers". Auch bei dem Bruder Adenauer, dem Landgerichtspräsidenten.

(In WER IST'S, herausgegeben 1935 v. Herrmann A.L. Degener, Berlin, steht, von Dr. Adenauer selbst eingesandt, im Lebenslauf u.a.: „Oberbürgermeister bis 18. Juli 1933, Mitglied des Preussischen Herrenhauses, fr. Präsident des Preussischen Staatsrates seit dessen Bestehen, fr. Mitglied des Aufsichtsrates und Vorsitzender einer Reihe bedeutender wirtschaftlicher Unternehmen. Dr. rer. pol. h.c., Dr. med. h.c., Dr. jur. h c., Dr. phil. h.c. der Universität Köln."

„Und wenn ich morgens mal nichts in der Universität zu tun hatte – oder auf dem Tennisplatz – liess mich die alte Dame durch Anton fragen, ob ich sie wohl zur Bank begleiten würde. Gegen elf Uhr nämlich bestellte sie sich eine Taxe – eine besonders gute – um damit in die Stadt zu fahren. Eigentlich war es ein Mietwagen, denn es war kein Zeichen einer Taxe zu sehen. „Sie wundern sich sicher, dass ich kein eigenes Auto habe – nun, wenn es des Geldes wegen wäre, dann könnte ich mir leicht sechs oder zehn Stück gleichzeitig halten. – Aber, sehen Sie, ein Auto, ein eigenes, wäre für mich eine unnütze Ausgabe. Eine Taxe kann ich jederzeit bestellen. Sie ist immer da. Immer vorrätig, tadellos. Und ich ha-

be keine Schererei damit. Ich bezahle die Fahrt und ein gutes Trinkgeld dazu. Und alles andere braucht mich nicht zu interessieren. Hätte ich ein eigenes Auto, dann müsste ich auch einen Chauffeur haben. Dann wäre mal das Auto kaputt, – dann der Chauffeur krank. Immer hätte ich neue Unkosten. Dreissig Jahre lang habe ich das ausprobiert, es hat keinen Sinn für mich." –

Wenn wir dann in die Bank kamen, gab sie dem Portier am Eingangstor ein Trinkgeld, jeden Tag das gleiche. Und dem Mann am Fahrstuhl auch, jeden Tag das gleiche – und dem Diener oben im Vorzimmer des Generaldirektors auch, jeden Tag das gleiche. Jeder bekam jeden Tag 5 Mark in die Hand.

„Wundern Se sich, dass ich soviel gebe? Glauben Se mir – jede grössere Firma gibt Zehntausende im Monat für Reklame aus – ich gebe den Portiers grosse Trinkgelder und den Direktoren gute Diners. – Das kostet mich insgesamt wenige tausend Märker und der Erfolg ist vielleicht viel grösser, jedenfalls nachhaltiger."

Ein Satz, den diese Frau häufig wiederholte, und der für sie bezeichnend war, lautete: „Nur unnütze Ausgaben sind wirkliche Ausgaben."

Wenn einer der vielen Portiers, über die sie immer ihre Trinkgelder ausstreute, die Tür nicht für sie aufgerissen hatte, sondern in seinem Diensteifer merklich nachliess, dann bekam er von dem Tage an nie wieder etwas. Solch eine Strafe konnte sie jahrelang durchführen. Sie geriet in Harnisch, wenn sie auf jene Familien zu sprechen kam, die – wie die ihre – sehr schnell aus nichts heraus zu grossem Reichtum gekommen waren – nun aber so taten, als hätten sie keine Eltern gehabt, oder gehörten sie einer Auslese an. „Die gehen alle bald wieder kaputt – ich könnte Ihnen alle mit Namen nennen – heute können se noch das Jeld zum Fenster raus werfen – morgen werden es die verwöhnten Kinder noch viel toller treiben, weil sie keine vor-

bildlichen Eltern haben und von Grosseltern nie etwas zu hören bekamen – und übermorgen gehören die Fabriken ganz anderen und das ganze Jeld is zum Teufel, dat sage ich Ihnen!"

„Alle die Eigenschaften, durch die die Eltern aus nichts heraus nach oben kamen, sind bei den jungen Leuten verpönt. Es geht nicht mehr um das Schicksal der Menschen, sondern nur noch um dat nackte Jeld. Am liebsten würden die heutigen so tun, als seien ihre Familien schon immer so reich jewesen und so tonangebend. Darum – nur darum – haben sich die um die adligen Namen gestritten, haben für dat Wörtchen „von" ganze Vermögen hergegeben, – haben sich Wappen malen lassen und überall und nirgends Krönchen aufgesetzt. Jeldadel nennen se sich. Wat ein Blödsinn is denn dat dann? Entweder Jeld oder Adel – aber eine Verbindung von dem, was nit zueinander passt – wat jeradezu dat Jejenteil voneinander is – dat wird es niemals jeben – aber die wissen eben weder was Jeld – noch was Adel bedeutet – sonst würden se nich sonen Unfug daherschwätzen!"

Die alte Dame sprach mir aus der Seele. Sah ich doch die Beweise in der Kölner Gesellschaft von damals ringsum. – Passte das alles nicht in jene Ordnung, welche zur Auflösung des Einstigen gehörte – wurden diese Menschen nicht von den Trümmern der Monarchie erschlagen? War das nicht alles ein ganz logischer Weg zu dem, was wir später erlebten, dem Kommunismus und anschliessend dem Verrat? Kann man bei solcher Folgerichtigkeit von „Zufall" sprechen?

„Sehen Se, Prinz, wir Oelbermanns – wir waren in dieser Beziehung eine Ausnahme. Wir haben jedem, der es wissen wollte, gern erzählt, dass unsere Eltern mit nichts anfingen – und dass wir selbst erst, mit schrecklich viel Arbeit und viel Glück die Millionen gemacht ha-

ben. Vierzig Jahre war ich mit meinem Emil verheiratet. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, da war unsere Blüte gewesen. Da haben wir den Plüsch fabriziert, der in der ganzen Welt Mode geworden ist. In jeder „guten Stube" stand doch als „Feinstes" das Sofa aus Plüsch. Man kann sich wohl denken, dass wir daran ganz enorm verdienten. In Deutschland, in Frankreich und vor allem in den USA. Mein Emil ist siebzig Male über den Ozean gefahren und ich auch wohl ungefähr vierzig Male. Bedenken Sie: unter den damaligen Verhältnissen! – Und mit dem Geld, das wir daraus verdienten, haben wir dann gearbeitet. An der Börse natürlich. Wir waren immer am besten informiert. Das war unser Kniff, darauf kam es an. Wir waren auch schneller als die anderen. Wir spielten Chicago gegen Paris aus und Paris gegen London. Wir kauften billig und verkauften teuer. Alles telefonisch. Jahr für Jahr. Bis wir einige 80 Millionen zusammen hatten. „Heutige Kaufkraft mindestens 800 Millionen Mark!" Und dann gingen wir daran, Grundstücke zu erwerben. Immer im Westen der grossen Städte. Da, wo der Rauch der Fabriken nicht hinzieht, weil der Wind meist vom Westen kommt. Im Westen von Köln, von Paris, von Berlin, von Chicago und von London. In südlichen Ländern sollte unsereiner keine Geschäfte machen, da denken die Menschen anders. – Schon allein dadurch, dass wir gezielt kauften, stiegen dort die Grundstückspreise und wir hatten uns selbst durch unser Geld den Gewinn gemacht! – Und dann bauten wir bald auf unsere Grundstücke Mietshäuser. Für „bessere" Leute, nur mit denen lässt sich verdienen. Dann stiegen die Preise unserer Grundstücke enorm. Die Gegenden, in denen wir unsere Häuser bauten, wurden die modernen Wohnviertel, weil wir nur elegante Häuser bauten. Und dort konnten wir hohe Mieten fordern. So fingen wir Oelbermanns zum Beispiel an, den Kurfür-

stendamm zu bauen. Was glauben Sie, was wir dabei verdienten, als wir Jahre später nach und nach die Häuser verkauften? Der Quadratmeter kostete das 100fache und das Haus das 2 - 3 fache mindestens! Und ebenso in London und Paris und Chicago und New York! – Wir konnten dem Kaiser die ganze Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche schenken – das tat uns gar nicht weh – und war gut für uns, in mancherlei Beziehung. Wir galten mehr bei vielen, die wir für weitere Geschäfte brauchten.

Der Kaiser gab uns für die grosse Kirche das kleine Wörtchen „von" vor dem Namen. Ich wollte das gar nicht. Es war ja doch nichts Richtiges. „Das kann ich Ihnen sagen: die paar Minuten, als der Kaiser mich bei der feierlichen Einweihung an seinem Arm durch die grosse Kirche geführt hat – die waren mir mehr wert jewesen, als dat janze Wörtchen „von". Ich dachte an unsere Eltern und war so froh." In dieser Art schilderte mir die alte Dame allzu gerne und oft den Aufstieg ihrer Familie. Aber dann kam sie schließlich auch immer auf ihre Kinder zu sprechen und das machte sie jedes Mal wieder von neuem tief traurig; Sie hatte drei Söhne gehabt und eine Schwiegertochter. Alle waren sie schon vor ihr gestorben. Zum Teil auf besonders tragische Weise. Keiner von diesen Söhnen wäre – nach Ansicht der Mutter – der rechte Nachfolger seines Vaters gewesen. Und nun stand die alte Dame am Abend ihres so ungeheuer erfolgreichen Lebens mit ihrem immensen Reichtum ganz allein in der Welt – ohne einen Erben.

Was die alte Dame mir nicht selbst erzählte, das berichtete Anton nicht weniger genau. Wenn ich beim Ankleiden war oder in meinem grossen Wohnzimmer vor der Staffelei stand und monatelang an einem grossen Jugendbild Napoleon Bonaparte's malte. „Se sollen mal wieder zu ihr jehen, se hat schon ein paar Mal jefragt", sagte der dann. Und dann kam er nach einiger Zeit,

scheinbar ganz unauffällig, wieder – um zu sagen, „die gnädige Frau lässt Durchlaucht heute Abend zum Souper bitten."

Sie hörte gern, dass ich sehr viel in den angesehensten Häusern eingeladen war. Es ärgerte sie aber, wenn sie erfuhr, dass ein solcher Abend in einer Bar endete.

Nicht die Arbeiter, aber die Industriellen Westdeutschlands haben im Jahr 1926/27 gut verdient. Während die Arbeitslosigkeit unsagbar viel Elend und Not verbreitete, gaben sie luxuriöse Feste, um zu dokumentieren, dass der Krieg ganz überwunden und alles wieder in bester Ordnung sei. Wenn wir heute so oft hören, dass man jene Jahre „die goldenen zwanziger Jahre" nennt, so ist das eine ganz niederträchtige Fälschung – golden waren jene Jahre bestenfalls für eine relativ sehr kleine Clique von besonders reichen Leuten, die mehr oder weniger an der Not des Volkes verdienten. Die zum guten Teil auch am Krieg verdient hatten. Auch die heutige Epoche möchte eine Vergangenheit haben, um sich zu legimitieren. Sie könnte allzu gern auf eine eigene Tradition hinweisen, um Hemmungen los zu werden, die als sehr störend empfunden werden. Die „goldenen zwanziger" liegen schon so weit zurück, dass kaum noch Gegenzeugen auftreten können. Was ist schon eine Zeit wert gewesen, deren musikalische Überlieferung im Charleston gipfelt?

Früher, vor dem Weltkrieg, hatten auch die Oelbermanns solche Feste gegeben. Damals gab es keine vergleichbare Not. Oelbermanns zeigten ihren Reichtum nicht um zu protzen und prahlen, sondern um kein Hehl daraus zu machen, sich einzuschalten ins gesellschaftliche Leben. Dazu gehörte – wenn kein Adel vorhanden war – sehr viel Geld. Wenn sie es aber schon taten, dann wollten sie alle anderen überrunden. „Was waren denn schon die Guilleaumes und die Schnitzlers und die Oppen-

heims gegen uns!" sagte sie nicht selten. Bei Oelbermanns war es vorgekommen, dass jeder Gast ein echt goldenes Zigarettenetui als Gastgeschenk an seinem Platz vorfand. Und entsprechend waren die Feste. „Se müssen nicht denken, dass mein Emil geizig wäre – wie es manche sind, die viel Geld besitzen. Er hat mich immer sehr verwöhnt. Wenn ein Kind bei uns jeboren wurde, dann hat er mir dat janze Bett voller Perlen jeschmissen, kann ich Ihnen sagen. Und Perlen waren dat, – janz dicke, wie grosse Erbsen. Ja, so war mein Emil, nobel!"

Ohne dass ich damals davon etwas erfuhr, erkundigte sich die alte Dame doch laufend und genau nach allem, was ich tat. Und am 11.11., dem Tag, an dem der Kölner Karneval beginnt, bat sie mich, ich möge auf ihre Kosten diesen Karneval so gut mitmachen wie nur irgend möglich. Ich müsse der Kölner Gesellschaft zeigen, dass ich keine Kosten zu scheuen brauche. Sie werde alles bezahlen. Ich empfand dieses Angebot, so gut es sicher gemeint war, als sehr peinlich und stimmte nur unter der Bedingung zu, dass sie von mir eine sehr schöne, grosse Brilliantspange zum Geschenk nähme – was sie auch strahlend tat. – Danach habe ich die alte Dame wohl etliche Wochen lang kaum gesehen, denn als man in Köln wusste, dass ich bereit und fähig war, alles im Karneval mitzumachen, konnte ich mich vor Einladungen nicht mehr retten. Zwei, drei sogar an einem Abend, war keine Seltenheit. Immer wurde bis in den frühen Morgen hinein gefestet – und tagsüber hatte ich oft mancherlei reizende Verabredung.

Es dauerte nicht lange, bis dem guten alten Anton eine bestimmte Adresse unter den von mir zur Post gehenden Briefen auffiel. „Die Heidi, dat muss aber ein sehr lecker Mädchen sein", sagte er und wollte sich totlachen. Natürlich berichtete er seiner Herrin. Und dann vergingen zwei Wochen, bis sie sich erkundigt und entschieden

hatte. Eines Mittags wurde ich zu Tisch gebeten und anschliessend kam sie auf die Frage der Ebenbürtigkeit zu sprechen: „Sie dürfen nur Töchter aus ehemals – oder noch – regierenden Häusern heiraten, nicht wahr? – Und aus den sechs ältesten der mediatisierten Häuser" ergänzte sie. „Ich habe Sie lange beobachtet – und freue mich, Ihnen sagen zu können, dass Ihr Verhalten mir gefallen hat. Sie sind bei den Kölner Familien sehr beliebt. Das hatte ich mir gewünscht. Es wird gut sein, wenn Sie früh heiraten. Lassen Sie sich Ihre Hausgesetze nicht zum Unglück werden – heiraten Sie ein gutes Mädchen, ein schönes und ein reiches – alles andere kann Ihnen egal sein. Sie sind der Mann, durch Heirat und Arbeit ein sehr grosses Vermögen zu bekommen. Verlassen Sie sich darauf – lassen Sie die Hausgesetze ruhig Hausgesetze sein, die haben in der heutigen Zeit sowieso ihren Sinn verloren. Wollen Sie Opfer bringen für einen Thron, der gar nicht mehr existiert und nie wieder wird existieren können – vor allem, weil diejenigen, die um ihn kämpfen sollten, nur noch ihre Familien regieren wollen? Haben Sie doch den Mut, modern zu sein. Seien Sie vorbildlich in Ihren Leistungen – dann tun Sie viel mehr für die Monarchie, als durch eine „ebenbürtige" Heirat!"

Sie hatte erfahren, dass die Empfängerin meiner Briefe die reizende Tochter eines bekannten Industriellen war, dessen Vermögen sie als eines der grössten in Deutschland bezeichnete.

So fing der Karneval an, für mich eine ernste Angelegenheit zu werden.

Zwei meiner viel älteren Brüder kamen aus Bückeburg, um mich von einer eventuellen unstandesgemässen Heirat abzubringen.

Da entschloss sich die alte Dame, im Februar an die Riviera zu reisen, und sie lud mich ein, mitzukommen:

„Denn ein Karneval darf nie zu lange dauern."

Diesen Satz hätte man auch über meine ganze, schöne Kölner Zeit bei der alten Dame setzen können. Mit dem mehrwöchentlichen Aufenthalt an der französischen Riviera ging dieses Kapitel zu Ende. Ein Kapitel, welches für mich ungeheuer lehrreich war in vielerlei Beziehung und eine glänzende Erziehung für das Leben. Wo und wie sonst hätte ich das alles in solcher Perfektion erleben und erfahren können?

Die alte Frau von Oelbermann hatte – doch das erfuhr ich erst nach ihrem Tode von Anton, dem Diener – das Ganze nicht meinetwegen getan, sondern aus einem ganz speziellen anderen Grunde: diese Frau, welche keine Familie mehr hatte, wollte ihr gewaltiges Vermögen in der Hand eines ihr sympathischen – aber vor allem ihr tüchtig erscheinenden Mannes über ihren Tod hinaus weiter wachsen sehen. Das ist nun mal – so unverständlich es manchem erscheinen mag – oft der Ehrgeiz solcher Menschen. Darum setzte sie mich auch, ohne dass ich etwas davon erfuhr, als Universalerben ein. Nachdem sie mich – nicht selten – auf sehr geschickte Weise prüfte. Sie brachte in Erfahrung, wie ich mich in finanziellen Dingen verhalte. Sie beobachtete meinen Umgang mit Menschen der Gesellschaft. Sie sah, welche Art Frau ich wohl heiraten werde. Sie erkannte, dass ich sparsam bin und mir sehr das zu Herzen nahm, was sie mir aus ihren reichen Lebenserfahrungen berichtete.

Als die alte Dame später mit Anton über ihr Testament sprach und ihm erzählte, dass ich der Erbe sein würde, sagte sie: „Er hat das, was meinen Söhnen leider fehlte." Aber Anton durfte zu ihren Lebzeiten natürlich nicht mit mir darüber sprechen.

In sehr hohem Alter litt sie an Bewusstseinstrübungen und da hat sie – vermutlich unter geschicktem Einfluss

anderer – ihr Testament geändert. Erbe wurde, so sagte mir Anton, Dr. Konrad Adenauer – ob für sich selbst – oder die Stadt Köln? Das konnte ich nie erfahren. Vielleicht auch für beide. Im übrigen war das gerade zu jener Zeit, da man dem Oberbürgermeister der Stadt Köln schwere Vorwürfe wegen der Verschuldung der Stadt machte, so dass er wohl in jedem Fall die Erbschaft sehr gut gebrauchen konnte.

Anton bekam nur sehr wenig – und ich bekam gar nichts. Daraus schlossen wir, dass die alte Dame, als sie unterschrieb, nicht mehr genau wusste, was sie tat. Es gab für diese Annahme auch andere Hinweise. Wir erfuhren ja auch nie, wer ihr über mich etwas Falsches erzählte. Trotzdem hatte ich im Falle Oelbermann das grosse Los gezogen. Der Stich ins Kölner Telefonbuch hatte für mich ein ganzes Leben lang ausserordentliche Folgen. Und zwar in vielerlei Beziehung. Ich glaube kaum, dass jemals jemand auch nur Ähnliches erlebte. Das „Wunder" trat genau zur rechten Stunde ein und dauerte nicht länger als erforderlich. Sehr vieles, das ich im weiteren Leben tat, geschah auf Grund meiner damals übernommenen Erfahrungen und Kenntnisse. Ich kann mir unmöglich vorstellen, dass jenes Messer, mit dem Franz Underberg an jenem Mittag im Club ins Telefonbuch stach, „zufällig" genau dort stecken blieb, wo für mich eine derart immense Chance garantiert war.

Wundersames – Wunderbares

In meinem Tagebuch lese ich unter dem 18. Juli des Jahres 1937:

„Eben brachte ein Herr der Botschaft" – Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro, Brasilien – „Deinen Brief vom 13.7. Innigsten Dank! Ist das nicht mal wieder eigenartig, dass Du schreibst. Du glaubst, ich sei krank! Ich habe Dir ja geschrieben darüber am ersten Tag meines Hierseins – aber das wirst Du erst heute bekommen haben." So schrieb ich an meine Frau. Und dann heisst es weiter im Tagebuch:

„Es ist das eines von unzähligen Beispielen, welches ich aus eigener Erfahrung anführen kann. In Bezug auf den Kontakt gleichgesinnter Menschen. Heute finden wir solches noch eigenartig oder bezeichnen es wenigstens so. In einigen Jahrzehnten vielleicht schon wird man sich darüber wohl schon ganz im Klaren sein. Die Welt wird immer nüchtener – und doch nimmt die Zahl ihrer Wunder nicht ab. Es ist dies ein Thema, welches mich stets sehr interessiert hat und deshalb möchte ich kurz zwei eklatante Beispiele hierzu erzählen: „Vor vie-

len Jahren sind wir, Alexandra und ich, auf einer Reise in München im Hotel Bayerischer Hof. Als wir morgens im Aufzug herunterfahren – zum Frühstücksraum – erzählte ich von einem sonderbar deutlichen Traum, den ich in dieser Nacht gehabt hatte. Ich sagte, es sei doch eigenartig, dass man im Traum manchmal ganz deutlich mit Menschen zu tun habe, die einem im Leben gar nicht einmal so nahe stehen. Von denen man auch lange Zeit nichts gehört hat. Ich könne zum Beispiel nicht begreifen, weshalb ich in dieser Nacht vom Onkel Heinrich (Prinz Heinrich von Preussen, Grossadmiral, Bruder des Kaisers) geträumt habe. Ich hätte ihn so schrecklich deutlich gesehen. Der Traum sei so intensiv gewesen, dass ich noch ganz beeindruckt davon sei. Ich hätte an diesen Onkel bestimmt seit Wochen, vielleicht seit Monaten nicht gedacht, hätte nichts von ihm gehört. Das sei doch wieder einmal ein Beweis gegen die These, dass der Traum nichts als der Reflex der Gedanken des Vortages sei. – Wir unterhielten uns über dieses Thema noch während des Frühstücks und ich ergänzte meine Erzählung dadurch, dass ich nun den Traum ganz genau beschrieb. „Ausser mir waren noch zwei Baronessen von Eltz-Rübenach, Freundinnen meiner Frau, dabei." – Der Onkel Heinrich lag im Sterben und hatte mich rufen lassen. Er lag im Bett und berichtete mir von ganz bestimmten politischen Zusammenhängen, von denen nur er Kenntnis habe und die ich wissen müsse, damit sie nicht verloren gehen. – Dann sei er gestorben. – Gott sei Dank, sagten wir alle, lebt er ja. Man ersieht daraus die Unsinnigkeit eines solchen Traumes. Ich betonte noch, dass ich von dem Traum gar nicht erzählt haben würde, wenn er nicht so furchtbar deutlich gewesen wäre. Nach dem Frühstück gingen wir durch die Hotelhalle ins Freie, auf die Strasse. Da trat uns ein Zeitungshändler entgegen und bot ein Extrablatt an: „Grossadmiral Prinz Heinrich von Preussen gestorben". Ich war in dieser Nacht nach Mit-

ternacht wach gewesen bis cirka 1 Uhr. Danach hatte ich diesen Traum – zu derselben Zeit war er gestorben.” - - - Das zweite Beispiel:

„Ich kam als Redner der NSDAP nach Bückeburg. Es war das erste Mal, dass ich in der Heimat eine ganze Reihe von Versammlungen abzuhalten hatte. Das war für mich ein grosses und ergreifendes Erlebnis. – An einem Vormittag dieser Tage, – am 1. Tag meines Dortseins, – ging ich durch den zwischen Bückeburg und Bad Eilsen gelegenen Wald, den Harrl, auf einem sehr schönen Weg, den ich als Kind so oft gegangen war. Ein Buchenwald, wie ich ihn schöner mir nicht denken kann. Langsam ging ich des Weges, ganz versunken in Erinnerungen an die Kindheit. Auch damals war ich diesen Weg „in Uniform” gegangen, hinter mir eine ganze Schar von „uniformierten” Freunden. Hätte ich damals gewusst, unter welchen Umständen ich jetzt denselben Weg gehe. Die gleichen mächtigen Buchenstämme, der gleiche schwere lehmige Boden, die langen, goldschimmernden Sonnenstrahlen durch die Baumkronen und auf das rötlich-braune Laub, welches wie eine dichte Matte den Boden bedeckte. Alles so wie damals – denke ich – genau so. Und das packte mich, liess mich ganz in diese Stimmung versinken. Unbewusst vervollständige ich das Stimmungsbild, indem ich – ganz wie damals – anfange, vor mich hin ein Marschlied zu summen. Es gehörte heute dazu, wie es damals immer selbstverständlich für uns Jungens gewesen war. Immer marschierten wir singend – und meistens sangen wir dieses Lied – das Lied des Bückeburger Jägerbataillons, das Lied der ganzen Residenzstadt, ja des ganzen Ländchens: „Ich schiess den Hirsch im wilden Forst - - - ”, wer kennt es nicht. Und während ich so, in Erinnerungen versunken dahinziehe, da mischt sich in meine summende Stimme die Musik einer herannahenden Militärkapelle. Zuerst habe ich es gar nicht

wahrgenommen. Aber als ich aufhören wollte zu singen – da – zu meinem Erstaunen, spielte eine Kapelle mein Lied weiter – eben dasselbe Lied. Sie war wieder da und wir hatten „immer noch denselben Takt gehabt". Wäre es nicht so schön gewesen, hätte es unheimlich sein müssen. Ich freute mich aber unsagbar darüber und werde diese kleine Episode nie vergessen.

Ganz im Banne dieses Erlebnisses kam ich nach Bückeburg zurück. Ich ging auf ein Haus zu, in welchem ich als Gymnasiast häufig und gern gewesen war. Ein eher hässliches Haus, das ich als schön in der Erinnerung gehabt hatte. Weil es damals meine Freizeit war, die ich dort erlebte. - - - Dort wurde meine Malpassion geweckt. Ich verdankte dem Maler, einem alten Offizier, viel und wollte ihn gern wiedersehen. Also ging ich hin. Wohl zehn Jahre war ich nicht dort gewesen. Ich war gespannt auf jede noch so belanglose Kleinigkeit. Wie war ich aufgeregt, als ich an der Haustür klingelte, wartete – bis ein dienstbarer Geist kam um zu sagen: „Der Hauptmann ist ausgegangen." – Nun gut, ich ging und kam nachmittags wieder. Jetzt war er zu Hause. „Wo waren Sie heute um 12 Uhr mittags", war meine erste Frage, „warum gehen Sie spazieren, wenn ich Sie nach 10 Jahren besuchen komme? " Er genierte sich sichtlich zu antworten. „Raus mit der Sprache!" – „Na, wenn es schon sein muss", entgegnete er, „ich gehe für gewöhnlich um diese Zeit nicht vor die Tür – und in den Harrl schon gar nicht. Heute Vormittag aber hatte ich eine grässliche Unruhe in mir – es zog mich aus dem Haus heraus – und ich musste geradezu einen mir sinnlos erscheinenden Spaziergang in den Harrl unternehmen. Ich ging in Richtung Eilsen. Und während ich da ging, musste ich immer wieder an Sie denken – ohne zu wissen, warum. Ich ging von einem Weg zum anderen und kehrte schliesslich ganz unzufrieden nach Hause zurück." Das war das Ge-

ständnis des Hauptmann Spring, der zu dieser Zeit gar nicht wusste, dass ich in Eilsen wohnte und vor hatte, ihn zu besuchen. Der noch nicht einmal ahnte, dass ich überhaupt in der Heimat mich befand oder dahin zu kommen vorhatte. Noch viel weniger hatte er irgendeinen Grund anzunehmen, dass ich gerade zu dieser Zeit jenen Weg gehen würde. - - - Bleibt da noch irgend etwas zu sagen? Ich glaube nicht.

Von diesem gleichen Hauptmann Spring erhielt ich einmal – im Laufe eines ganzen Jahres ein einziges Mal – eine Postkarte geschrieben, und auf dieser Karte erkundigte er sich nach meinem Befinden. Da ich damals eigentlich nie krank war, ist ihm diese Frage wohl selbst merkwürdig vorgekommen. Er schrieb, dass er das Gefühl habe, es gehe mir schlecht und ich sei in Gefahr. Als ich die Karte erhielt, lag ich schwer krank mit hohem Fieber im Bett.

Zahllose derartige Erlebnisse haben mir die Überzeugung gegeben, dass sehr vieles im Leben der Menschen – was allgemein unter der Überschrift „Zufall" abgetan zu werden pflegt – auf bestimmte Verbindungen zwischen den Menschen zurückzuführen ist, die wir wohl feststellen, noch nicht aber ganz zu erklären vermögen.

Amerika richtig sehen ist ein grosses Plus

Zu keiner Zeit meines Lebens war ich so reich, auf eigene Kosten nach und durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika reisen zu können. Stets aber wollte ich es, denn es lässt sich nicht bestreiten, dass diese Zeit hauptsächlich von Amerika bestimmt wird. Wer nie einen Eindruck gewann von Land und Leuten jenes Continentes, der wird in der Politik grosse Fehler machen.

Ich bin drei Mal dort gewesen. In den Jahren 1928 und 1929 je ein Mal zusammen mit meiner Alexandra – und 1961 unmittelbar nach ihrem Tode allein. Jedes Mal war ich drüben Gast amerikanischer Freunde, so dass ich lediglich die Reisekosten aufzubringen hatte. Jedes Mal war ich etliche Wochen dort, bekam sehr viel von Land und Leuten zu sehen, fand eine grosse Zahl hochinteressanter Eigenheiten, Errungenschaften und Entwicklungen – lernte viele Amerikaner schätzen, manche sogar bewundern – bekam eine Hochachtung vor gewissen alteingesessenen, sehr aristokratischen Bür-

gerfamilien – verliebte mich in die herrliche Natur in Kalifornien, sowohl wie in manchen Gegenden des Ostens und Nordens - - - aber ich habe nicht den Mut ein Urteil zu fällen, denn Amerika ist unvergleichbar, es fehlt mir der Massstab dafür, – ich kann ebensogut sein Freund wie sein Feind sein.

Goethe schrieb über Amerika:

„Amerika, du hast es besser
als unser Kontinent, der alte,
hast keine verfallenen Schlösser
und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern
und vergeblicher Streit."

Aus Zahme Xenien, Den Vereinigten Staaten.

Über das gleiche Amerika äusserte sich auch Heine:

„Manchmal kommt mir in den Sinn,
nach Amerika zu segeln,
nach dem grossen Freiheitsstall,
der bewohnt von Gleichheitsflegeln."

Aus Romanzero, Jetzt wohin?

Auch Goethe und Heine wagten Amerika zu beurteilen, ohne es zu kennen. Und einer sagte das Gegenteil vom anderen aus.

Wenn ich ein Urteil fällen müsste, so würde es wahrscheinlich zu gut ausfallen für Amerika von heute, denn ich bin am wenigsten in New York gewesen und war meistens in den stilvollen Häusern jener Amerikaner, die es unter ihrer Würde finden – seit jeher – mit Politikern und jenen zu verkehren, welche Meinungen „machen". Meine Gastgeber waren englischer in ihrem Lebensstil als weitaus die meisten englischen Aristokraten von heu-

te – oder französischer, als weitaus die meisten Angehörigen des französischen Hochadels. Aber das sind nicht die Menschen, welche das Volk führen – sie sind angesehen, aber nicht mächtig. So habe ich vor allem jenes Amerika kennen gelernt, welches mir das sympatische seien musste.

Das war kein „Zufall", denn meine Alexandra hatte einen ganz reizenden alten Grossonkel in den USA, – den damaligen dort bekannten Inhaber und Leiter der EBERHARD FABER BLEISTIFTWERKE. Durch ihn kamen wir überall hin. –

Durch ihn, seine Familie und seine Freunde.

Wir verkehrten in Kreisen, mit denen leider auch die deutschen Diplomaten früher kaum Verbindung hatten. Ich habe Goebbels und auch Hitler mehrfach gesagt, dass USA falsch gesehen wird. Dass man nach USA einen Aristokraten als Botschafter schicken muss, der in den „alten" Familien ankommt – als Herr unter Herren. Wir hatten nämlich sehr grosse Chancen in Amerika, in jedem Amerika.

Aber es ist manchmal sehr schwer zu erklären, was man unter „Herr" versteht – und noch schwerer ist es dabei, nicht in Misskredit zu kommen. Denn diese Welt geht – nach Nietzsche – immer mehr der Zeit entgegen, in der Knechte von Knechten regiert werden! – Hitler in USA – und wenn nur für eine Woche – wäre für Amerika und vor allem für Deutschland wahrscheinlich entscheidend gewesen – und vielleicht für die ganze Welt. Der Gedanke ist einmal erwogen worden. Aber Hitler kannte Amerika nicht und darum wollte er es auch nicht kennen. Die beiden Weltkriege aber wurden ausschliesslich durch die USA entschieden.

Ein einziges Mal hatten meine Frau und ich, im kleinsten Kreis, die Gelegenheit, Hitler auf Amerika anzusprechen. Wir erzählten von unseren Reisen und den vielen,

zum Teil sehr bedeutenden Menschen, die wir drüben kennen lernten. Ich höre heute noch meine Alexandra zu ihm sagen: „Herr Hitler, – glauben Sie mir – sollte es wieder zu einem Weltkrieg kommen, dann wird Amerika wieder zunächst wartend abseits stehen. Bis sie wissen, wie es ausgehen kann. Sobald die Amerikaner erkennen, dass sie den Krieg entscheiden können, werden sie eingreifen. Mit allen Kräften – zu einer Zeit, in der wir schon halb verblutet sind. Und wenn Amerika gegen uns eingreift, haben wir ganz sicher den Krieg verloren! Glauben Sie mir das, Herr Hitler, bitte – ich bitte Sie darum." - - - Niemals sonst habe ich meine Frau so politisch erlebt, sie war es an sich gar nicht. Sie sprach souverän und aus tiefster Überzeugung, dass Hitler sichtlich ergriffen war. Aber seine ruhige höfliche Antwort gab uns in dieser Beziehung keine grosse Hoffnung. „Erstens", sagte er, „werde ich es nicht zum Krieg kommen lassen. Ich kann nichts so wenig gebrauchen, wie einen Krieg. Auch wenn wir ihn gewinnen würden, würde er uns sehr schwächen und ausserordentlich aufhalten. Meine ganze Politik ist auf Frieden ausgerichtet. Ich hoffe, dass auch die anderen erkennen, wie günstig das für alle ist. Tatsachen müssen doch auf die Dauer überzeugen. - - - Und zweitens: ein zukünftiger Krieg wird ein Krieg der Panzer sein und der Luftwaffe. Solch ein Krieg wird für beide Seiten zur Gefahr, sobald er etwas länger dauert. Also werden beide darauf drängen, alles sofort einzusetzen und möglichst bald zum Ende zu kommen. Amerikas Taktik aus dem vergangenen Weltkrieg zieht dann nicht. Im Übrigen braucht die amerikanische Regierung mindestens 3 Jahre, um das Volk stimmungsmässig kampfbereit zu machen. Wenn wir in dieser Zeit den Krieg nicht beenden konnten, haben wir ihn ohnehin verloren – da brauchen wir Amerika gar nicht abzuwarten. – Und im übrigen sagen unsere Infor-

mationen von drüben immer wieder, dass die amerikanische Öffentlichkeit gar nicht mehr für einen Krieg gegen Deutschland ist. Wir scheinen eine ganze Masse Sympathien da drüben zu haben. Man muss nicht von einer relativ kleinen Hetzerclique auf das ganze Volk schliessen. – Nein, verehrte Durchlaucht, ich glaube, dass Ihre Befürchtungen nicht zutreffen. Meine ganze Hoffnung ist der Friede, – den wir dringend brauchen – und dass auch Amerika das einsieht."

Niemand konnte erwarten, dass Hitler entgegen seinen Informanten – auf den Einwand einer unpolitischen Dame hin - seinen Standpunkt revidiert. Aber er war doch sichtlich beeindruckt und darum wird der Hinweis, die so dringende Bitte meiner Frau, ihm doch sicher später, vielleicht in entscheidender Stunde, wieder in Erinnerung gekommen sein. Diplomaten, welche von den Worten meiner Frau keine Ahnung hatten, werden das nicht haben verstehen können. – Und was man nicht verstehen kann – das sieht man als 'nen Zufall an!

Spätestens wird Hitler sich besonnen haben, als er den USA mitten im Krieg den Friedensplan überreichte – einen Friedensplan, der so war, dass der amerikanische Unterhändler in Berlin sagte, den könne Amerika gar nicht ablehnen. Ist es etwa ein „Zufall", dass dieses Friedensangebot der Reichsregierung bisher niemals veröffentlicht wurde? Die Bundesregierung hätte darauf drängen sollen, zumal die Gegenseite meines Wissens kein einziges Mal den Frieden angeboten hat.

Da haben Sie aber Glück gehabt!

Es war am Abend des sehr ereignisreichen 30. Juni 1934. Ich hatte am Spätnachmittag Reichsminister Dr. Goebbels bei seiner Rückkehr aus München auf dem Tempelhofer Flugplatz abgeholt. Er landete zusammen mit Adolf Hitler, dessen Begleitung und Hanke. Hitler und Goebbels machten Gesichter, als hätten sie etwas ganz ausserordentlich Widerliches erleben müssen.

Bei der Landung gab es für Hitler noch einen zusätzlichen Ärger dadurch, dass Hermann Göring ihn mit der Aufstellung der ersten Kompanie der von ihm eben ins Leben gerufenen Deutschen Luftwaffe überraschte. Hitler wollte das offensichtlich gar nicht zur Kenntnis nehmen und schritt auch nicht die Front ab. Eine solche Überraschung – ausgerechnet am Abend dieses höchst tragischen Tages – war meines Erachtens zumindest stillos.

Alle, die da ankamen, waren doch begreiflicherweise sehr gedrückter Stimmung. Waren es nicht durchweg alte, zum Teil um unsere Revolution und das Reich sehr verdiente Kameraden, welche erschossen wurden? –

Man hörte nichts als „war es nicht grauenhaft? " Sie sagten es immer wieder. Da alle durcheinander sprachen, konnte ich mir kein klares Bild machen. Ich hatte ja in Berlin gesessen. War auf jene mysteriöse Reise nicht mitgenommen worden. Ohne jede Erklärung hatte Dr. Goebbels – ganz gegen seine sonstige Gewohnheit – nicht seinen persönlichen Adjutanten mitgenommen, sondern Hanke, seinen politischen Referenten. Allerdings gehörte Hanke der SS an und ich der SA, aber wir arbeiteten bei Dr. Goebbels, dem Reichsminister, ja nicht als Angehörige der Partei und ihrer Gliederungen, sondern als Beamte des Deutschen Reiches.

Abends sassen wir in Goebbels Wohnung und auch Hitler war dabei mit seinen Adjutanten. Plötzlich unterbrach Hitler seinen Bericht über das Tagesgeschehen und sagte zu mir: „Wo haben Sie eigentlich gesteckt, Prinz Schaumburg? " Der Tonfall war ein anderer als sonst und war mir nicht so ganz geheuer. Das Gleiche schienen die anderen zu bemerken. Sie schwiegen, es war wie Blei in der Luft. Unheimlich bedrückend.

„Ich war hier im Ministerium – der „Doktor" hatte mich ja nicht mitgenommen."

„Gehören Sie nicht zur SA – zur Gruppe Berlin-Brandenburg? "

„Ja, mein Führer, ich wurde als dritter Adjutant des Obergruppenführers Ernst - - - "

„Ich weiss – aber der hat Sie offenbar nicht bei sich haben wollen – wie ist das? "

„Doch – ich hatte den Befehl,auszurücken, – am 28. Juni schon."

„Und warum sind Sie dem Befehl nicht gefolgt, wenn ich fragen darf? "

Bei diesen letzten Worten hatte ich zum ersten Mal in

meinem Leben das Gefühl, dass ich vielleicht meine Familie niemals wiedersehen werde – dass der Mensch da mit wenigen Worten nur, in Minuten meinen Tod verlangen wird.

Er fügte bekräftigend hinzu: „Das ist doch wohl etwas ungewöhnlich."

„Mein Führer, – ich bin in erster Linie Adjutant des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda. – Adjutant der SA Gruppe Berlin-Brandenburg bin ich lediglich z.b.V., also ohne Funktion. Wenn ich mitgegangen wäre, würde von uns niemand mehr im Ministerbüro gewesen sein. Ganz abgesehen davon, dass mir mein Minister niemals die Genehmigung gegeben haben würde, ausgerechnet jetzt meinen Posten zu verlassen."

„Ja – da haben Sie aber Glück gehabt, – wirklich grosses Glück gehabt!" Wenn Sie bei Ernst gewesen wären, würde man Sie ganz gewiss zusammen mit ihm verhaftet haben. – Mich hätten Sie sicher nicht erreichen können – Sie wären mit ihm erschossen worden – wer hätte Sie denn retten sollen? Ich musste durchgreifen, und zwar sofort. Was glauben Sie, was sonst geschehen wäre. Sollte ich zulassen, dass Deutschland in einem gewaltigen Aufstand zusammenbricht und seinen Feinden zur Beute wird? Es konnte ein Krieg daraus werden. Ich musste die Gefahr im Keime ersticken! Glauben Sie mir, es ist schrecklich, Kameraden erschießen zu lassen, aber es war das kleinere Übel. Ich habe dadurch ein riesiges Blutbad verhindert. Die Welt weiss jetzt, dass ich auch stark genug bin, in den eigenen Reihen – wenn nötig – aufzuräumen. Dieser grauenhafte Tag war vielleicht notwendig, damit die Umwelt uns mehr Vertrauen entgegengegenbringt. Alles, auch das Furchtbare hat seinen Sinn! --- Ernst hätte diesen Prinzen gern als Alibi mitgenommen. Sie wären von ihm veranlasst worden, mit ihm zu

flüchten. Was wollten Sie denn dagegen tun? Wussten Sie denn überhaupt, was gespielt wurde? Vermutlich hatten Sie keine Ahnung. Sie wären im guten Glauben mitgegangen – und mit ihm bei der Flucht geschnappt worden. Gar keine Frage, man hätte Sie erschossen. Für die SS ein ganz klarer Fall. Da haben Sie aber wirklich Glück gehabt!"

Es ging also tatsächlich um mein Leben. Und das in einem festgefügten Reich, zu dessen Regierung ich mich rechnen durfte. Nach diesen Worten des Führers konnte daran kein Zweifel bestehen.

Die einen nennen das „Glück", die anderen sprechen von „Zufall". Dass es so „in Ordnung" war, wird kaum jemand behaupten. Ich habe erst viel später erkannt, dass es so wirklich in Ordnung gewesen ist. Denn ich wurde nachdenklich dadurch. Ich lernte realistischer zu sehen. Zu unterscheiden zwischen Idealisten und Nutzniessern, zwischen Revolutionären und Scheinheiligen, zwischen dem Reich Treuen und Verrätern am Volk. Das war für mich ausserordentlich wichtig, bis heute und fernerhin. Es geschah keineswegs ausserhalb der Ordnung. Wie oft hatte ich mich bemüht, in der SA einen einigermassen angemessenen, für meinen Wirkungsbereich brauchbaren Dienstgrad zu bekommen. Immer noch – als Adjutant des Reichsministers – war ich nur Obertruppführer der SA. Das entsprach dem Unteroffizier in der Wehrmacht. Der Führer des SS-Begleitkommandos – dem ich oft die Anweisungen des Ministers zu geben hatte, war eigentlich – als SS-Sturmführer – mein Vorgesetzter. Ein unmöglicher Zustand. Dr. Goebbels hatte sich wegen meines Dienstgrades sogar persönlich an den Stabchef Röhm gewandt.Röhm hatte lakonisch geantwortet „Ein SA-Truppführer ist doch ein ehrenwerter Mann – was wollen Sie eigentlich – lieber „Doktor"? Alle die Unverständlichkeiten, welche mancherlei Schwierigkeiten

und Ärger verursachten, hatten zur Folge, dass ich am 30. Juni 34 am Leben blieb. Da war nicht der geringste „Zufall" im Spiel, sondern eine bewundernswerte Ordnung.

Was für ein Pech – was für ein unglücklicher Zufall

Wenn es nach mir gegangen wäre, würde ich mit 21 Jahren – als Student der Rechte in Göttingen – und eben erst verheiratet – in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei eingetreten sein. Aber es kam zunächst nicht dazu. Weil Adolf Hitler diesem jungen, offenbar sehr begeisterungsfähigen Prinzen nicht unbedingt traute. Er sagte mir, ich solle erst einmal ein Jahr lang für die Partei arbeiten und dann würden wir uns wieder sprechen.

Da wir in diesem Jahr ins Rheinland umzogen, wo ich in Bonn weiterstudierte, kam ich in einen anderen Gau, dessen Gauleiter Dr. Ley war, ein im Krieg schwer verwundeter Offizier und im Zivilberuf Chemiker. Zweifellos ein Idealist und ein sehr dynamischer Mensch. Ich hörte viel von ihm und versuchte,ihn kennen zu lernen.

Dr. Ley brauchte immer Geld und zwar viel Geld. Nicht für sich, aber für die Partei. Und vor allem für die Presse,

welche ihm und anderen gehörte. Da ich noch nicht der Partei angehörte – er aber sicher von Hitler über mich orientiert wurde, versuchte er gar nicht erst, mich für die Partei zu gewinnen, sondern setzte alles dran, mich in seine Presseunternehmungen einzubauen.

Es war noch gar nicht lange her, dass die alte Frau von Oelbermann mir beibrachte, nach welchen Prinzipien man viel Geld verdienen kann. Und verdienen soll! – Dr. Ley hatte bald heraus, wie mein Interesse für die Presse zu wecken sei. Er hatte keinen Mitarbeiter, der besser schreiben konnte. Ich hatte in New York die grösste Zeitung kennen gelernt – Druckerei – Verlag – der NEW YORK TIMES von Mr. Ox, einem der bedeutendsten Zeitungsleute dieser Erde. Und ich hatte auch sehr viele andere Zeitungen in Amerika besucht – ich wusste etwas von dem Geschäft, ich hatte „Blut geleckt" in dieser Branche – und sollte eine gewisse Schwäche – oder Passion – wie man's sagen will – für diese Weltmacht nie mehr loswerden.

Also sprach der schlaue Dr. Ley möglichst wenig von Politik mit mir und möglichst viel vom Zeitungsgeschäft. Davon, dass schon viele Menschen durch Zeitungen ausserordentlich reich geworden seien. Insbesondere dann, wenn diese Zeitungen „mit der Zeit" gehen. Um so vorsichtig wie möglich zu sein, solle ich nur die Maschinen kaufen – und diese als Pfand behalten. Und dann könne ich auch ein grosses Haus, mitten in Köln, kaufen, in dem alles untergebracht werde. Sechs kleine Zeitungen, Gesamtauflage cirka 20 - 25 000 brachte er ein. Ich sei also durch seine Zeitungen einerseits und die Immobilien andrerseits doppelt gesichert.

Aber, angeblich „zufällig" immer wieder auftretende Finanzschwierigkeiten stellten mich stets von Neuem vor die gespenstische Frage: entweder noch mehr Geld zuschiessen – oder alles bisher investierte ist verloren. –

Auf diese Weise war innerhalb von knapp zwei Jahren fast mein ganzes Vermögen weg.

Alle Bekannten sagten: „Was für ein Pech – was für ein unglücklicher Zufall, dass der Prinz ausgerechnet an den Ley geraten musste!

Es war zunächst zweifellos sehr hart für mich. Hätte ich rechtzeitig Auskunft eingeholt über Dr. Ley, so wäre ich zur Genüge gewarnt gewesen. Ich glaubte, dass Hitlers Gauleiter fürs ganze Rheinland – dass ein solcher Idealist – auch ein honoriger Geschäftsmann sein werde. Hitler selbst sagte mir, auf meine spätere Beschwerde hin, das habe nicht unbedingt etwas miteinander zu tun. Das gefiel mir nicht – kam aber zu spät.

Das ganze hat mich nicht umgebracht. Es war für mich eine sehr ernste und daher niemals vergessene Lehre.

Nach der Machtergreifung durch die NSDAP verdiente Dr. Ley durch seine Zeitungen sehr viel Geld. Er dachte aber nicht daran, mir wenigstens einen Teil dessen zurück zu erstatten, durch das er hatte gross werden können mit seinen Unternehmungen. „Der grösste Idealist der NSDAP" – wie Hitler ihn einmal in einer Rede nannte – kaufte sich ein Gut, baute sich darauf ein sehr luxuriöses Haus und behauptete, ich hätte die Partei geschädigt.

Dr. Goebbels hatte schliesslich mit ihm meinetwegen eine sehr energische Aussprache. Ley versprach ihm endlich, mich zu entschädigen. Er verfügte, die Treuhandstelle Ost solle mir ein Gut in Posen geben. Ich lehnte das ab, weil mein Gläubiger Dr. Ley hiess und nicht Deutsches Reich! Jetzt wusste ich endgültig, dass der „grösste Idealist der NSDAP" korrupt war und nicht wert, sich Revolutionär zu nennen.

Der anständige Mann, über den diese Angelegenheit bei der Treuhandstelle Ost laufen sollte und den ich da-

her damals kennen und auch schätzen lernte, hiess Hinrich Kopf. Er war nach dem Kriege viele Jahre hindurch der sehr geachtete Ministerpräsident des Landes Niedersachsen. Er bot mir in den fünfziger Jahren an, in Schaumburg-Lippe Landrat zu werden. Aber auch das musste ich leider ablehnen, weil ich fürchtete, dadurch mit dem Fürstlichen Haus Schaumburg-Lippe in Interessenkollision kommen zu können. Aber Hinrich Kopf – der auch Mitglied des Bundesvorstandes der Sozialdemokratischen Partei war – blieb mir doch, bis zu seinem Tode, ein treuer Freund.

– „Zufall"? –

Von Bukarest bis Sofia–

Ich sollte sowohl in Bukarest wie auch in Sofia als Versammlungsredner vor den dort ansässigen Deutschen auftreten. In beiden Städten gab es zu der Zeit sehr viele Deutsche.

Während ich mit Dr. Harald Diettrich, dem Auslandsinspekteur des Reichsrundfunks – in einem besonders gemütlichen Gartenrestaurant in Bukarest zu Mittag ass, trat plötzlich ein uns beiden bekannter, sehr netter deutscher Journalist an unseren Tisch, um mich zu fragen, ob ich bereit sei, ihm meinen Flugplatz nach Sofia abzutreten. Er müsse am nächsten Morgen sehr früh in Sofia sein und habe jetzt noch dringend in Bukarest zu tun. Ich brauche doch vielleicht – so denke er sich das – erst am Nachmittag in Sofia sein, denn mein Vortrag werde gewiss erst abends stattfinden. Es gäbe einen guten Schlafwagenzug, allerdings erst ab Grenze. Ich würde ihm einen grossen Gefallen tun, wenn ich mit ihm tausche. Dr. Diettrich, hilfsbereit wie immer, sagte, er werde mich im Auto zur Grenze, also an den Schlafwagen bringen, – dann hätte ich mehr Zeit in Bukarest und könne direkt

in den Schlafwagen einsteigen. – Der Journalist war sehr froh.

Am folgenden Tag, als ich ins schöne Hotel Bulgaria in Sofia kam, das ich schon von früheren Reisen kannte, frug ich gleich bei der Ankunft nach dem Zimmer des Journalisten. Ich wollte ihm eine Mitteilung machen. – Da sah mich der Portier ganz erstaunt an und sagte: „Wissen Sie gar nicht, dass die Maschine, mit der er flog, abgestürzt ist – und alle Insassen tot sind?"

Der Fall Raskin

Reichsminister Dr. Goebbels war der Meinung, dass Raskin einer der fähigsten und besten Männer des Deutschen Rundfunks sei. Ganz zweifellos hatte er besonderes Vertrauen zu ihm. Ich habe die beiden oftmals zusammen erlebt. Ich selbst kannte Raskin gut und schätzte ihn auch sehr.

Aus irgend einem, mir heute nicht mehr bekannten Anlass, sollte ich – es war wohl vor dem Kriege – plötzlich nach Budapest. Ich arbeitete zu der Zeit nicht mehr im Ministerbüro, sondern in der Auslandsabteilung des Ministeriums. – Derartige Auslandsreisen bedurften der persönlichen Genehmigung durch den Minister. Sie wurde mir erteilt.

Ich erhielt den Flugschein für eine bestimmte Maschine der Lufthansa. Es handelte sich aber nicht um einen regulären Linienflug, sondern um einen Sonderflug, bei dem ich eben mitgenommen wurde.

Kurz vor dem Start bekam ich zu unser aller grösstem Erstaunen den Bescheid, dass ich mit der Bahn fahren müsse, da die Maschine anderweitig besetzt würde. Statt meiner flog Raskin in der Maschine.

Ich fuhr murrend mit der Bahn. – In Budapest angekommen,erfuhr ich, dass das Flugzeug, mit dem ich hatte eigentlich fliegen sollen, noch über dem Reichsgebiet – ich glaube es war in der Nähe von Dresden – abgestürtzt sei. Alle Insassen waren tot, also auch Raskin. Meines Wissens waren nur wenige in der Maschine gewesen, so dass ich doch hätte mitfliegen können. Wer ausser Raskin in der Maschine gewesen war, habe ich nie erfahren.

Ganz sicher war Raskin eine Schlüsselfigur. Ein Mann von Bedeutung. Solche Menschen sind stets von mehreren Seiten gefährdet. Oder war es wirklich ein Unfall? Wir haben uns oft Gedanken darüber gemacht. Wenn die feindliche Propaganda gut informiert war, dann musste sie wissen, dass dieser äusserst fähige Mann grösste Chancen bei Dr. Goebbels hatte. Zumal er kein Parteimann war.

Es tat uns besonders leid um Raskin. Es gab keinen Nachfolger für ihn.

Hitlers sechster Sinn

Als wir – Dr. Goebbels und ich – 1934 von der Kundgebung am Bückeberg nach Hannover zurückfuhren, hatten wir es eilig. In Hannover wartete unsere Maschine. Wir wollten an dem Abend noch in Berlin sein, um einem Furtwänglerkonzert beizuwohnen. Und Dr. Goebbels wollte anschließend etwas mit Furtwängler besprechen. – Wir überholten darum den Wagen des Führers. Das tat man nicht gern.

Indem wir vorbeifuhren, gab der Führer ein Zeichen, dass wir halten sollten. Und dann sagte der Führer: „Doktor" – bleiben Sie doch in Hannover heute Nacht – ich bin bei Lutzes – da können wir mal gemütlich beisammen sein!" – „Geht nicht", rief der „Doktor" zurück, „geht leider nicht, muss nach Berlin – muss unbedingt noch mit Furtwängler sprechen, Maschine wartet schon."

Hitler machte ein enttäuschtes Gesicht. Wir fuhren weiter. Goebbels, der stets rechts vorne neben dem Fahrer zu sitzen pflegte, drehte sich zu mir um und sagte: „Wie denkt er sich das nun wieder – ich kann doch nicht einfach alle Dispositionen ändern, kommt ja gar nicht infrage."

Als wir kurze Zeit gefahren waren, geriet plötzlich der grosse Mercedes ins Rutschen. Ein Reifen war kaputt und wir mussten halten. – Da laut Vorschrift des Führers Goebbels die Reifen niemals länger als 5000 km fahren durfte und es sich stets nur um die beste Qualität handelte, passierte so etwas fast nie. Während dieser Pause überholte uns der Wagen des Führers wieder. Er hielt etwa fünfzig Meter vor uns und wir sahen Hitler winken.

„Gehen Sie mal hin – und fragen Sie, was er will. Wenn er wieder von heute Abend anfängt, dann sagen Sie ihm, dass wir unbedingt nach Berlin müssen."

Hitler aber sagte mir, ich solle Dr. Goebbels bestellen, es würde ihm lieber sein, wenn wir in Hannover bleiben. Der Gedanke, das wir fliegen wollen, sei ihm unangenehm – er habe das bestimmte Gefühl, es könne etwas passieren – wir sollten lieber in Hannover bleiben. Und ein anderes Mal mit Furtwängler sprechen.

Ich berichtete Dr. Goebbels und wir fuhren weiter, denn der Reifenschaden war inzwischen behoben. Als wir nun abermals am Führer vorbeikommen, rief Dr. Goebbels ihm zu, es werde alles gut gehen und er müsse nach Berlin, daran lasse sich nichts ändern. Kaum aber waren wir vorbei, da sagte er mir: „Ich kenne das bei Hitler. Er sagt so etwas sehr selten. Wenn er es aber einmal sagte, dann hatte er nachher auch recht. Sollen wir bleiben? " Ich meinte, die Verabredung mit Furtwängler lasse sich ja doch leicht verschieben, telefonisch absagen. – Es sei kein Grund, dem Führer eine Absage zu geben – und wenn er schliesslich recht habe? – Da erwiderte Goebbels recht ärgerlich: „Ach was – wo kämen wir da hin, wenn wir uns von „Ahnungen" leiten lassen wollten – wir fliegen und sind heute Abend in Berlin und erledigen alles programmgemäss- - - er will bloss, dass ich ihm den langweiligen Abend bei Lutze in-

teressanter mache. Ich habe anderes zu tun – kann mich nicht immer nach ihm richten – das muss mal anders werden!"

Bei der Einfahrt nach Hannover hatten wir schon wieder eine Panne. Ich bin wohl sicher einige hunderttausend Kilometer mit Dr. Goebbels im Auto gefahren. Wir erlebten insgesamt zwei Pannen – und diese an eben diesem Tage. – Natürlich kam Hitler wieder bei uns vorbei. Wieder rief er uns zu, dass wir bleiben sollten. Wieder winkte Goebbels ab. Und dann fuhren wir direkt zum Flughafen.

Der Kommandant und einige Offiziere verabschiedeten uns, die Ju 52 war vor wenigen Minuten gestartet, nunmehr etwa 80 Meter hoch und kurz vor der Grenze des Flugplatzes. Plötzlich sackte die Maschine ab und fiel mit einem Mordskrach zu Boden. Jedenfalls kam es uns so vor. Wir flogen mit den Köpfen gegen die Dekke, unser Gepäck purzelte durcheinander – und dann mussten wir hinaus. Springen natürlich, denn eine Rolltreppe gab es da draussen am anderen Ende des Flugplatzes nicht. Dr. Goebbels und ich marschierten über den weiten Platz den Gebäuden zu. Die anderen sammelten das Gepäck. Schon sehr bald kam uns ein Offizier entgegen und sagte, so peinlich auch dieses Malheur sei, dürften wir doch von Glück sagen, dass es passierte. „Ihre Maschine, Herr Reichsminister, war eben gestartet – da stellten wir fest, dass wir Sie nicht mehr erreichen konnten. – Wir mussten Sie aber erreichen, denn unmittelbar nach Ihrem Start kam die Meldung, dass um Braunschweig herum, sowohl wie vor Berlin sich ganz schwere Unwetter zusammenziehen. Es hätte Ihnen sehr schlecht ergehen können. Sie drohten in grosse Gefahr zu geraten." – Unsere Maschine war am Abend nicht mehr startbereit zu machen. „Vor allem das Fahrgestell war beschädigt." Es blieb uns nichts anderes übrig, als entweder mit dem Auto zu fahren – oder aber

in Hannover zu übernachten. Unser Auto war aber bereits unterwegs nach Berlin. Also blieben wir dort.

Als wir in KASTENS HOTEL eintrafen und die grosse Treppe hinauf stiegen, stand Hitler im ersten Stock auf dem Korridor, uns zu empfangen. „Sehen Sie, Doktor – wie ein unfolgsamer Schulbub kommen Sie daher – wenn ich Ihnen sage, dass ich Böses ahne, dann können Sie sich darauf verlassen. Für mich stand absolut fest, dass etwas passiert. Was passieren würde, wusste ich nicht, aber - - - ."

War es ein „Zufall" zu nennen, dass Hitler das wusste? Dass er solche Ahnungen hatte, wissen wir auf Grund sehr vieler, gemeinsamer Erlebnisse ganz genau. Ich habe nur dieses erzählt, welches ich selbst miterlebte.

Er erzählte mir einmal, dass er vor grossen Entscheidungen oft viele Tage, ja sogar Wochen lang äusserst unruhig sei – bis er endlich auf Grund sich immer verdichtender Ahnungen den Weg wisse, den er zu gehen habe. Von diesem Augenblick an, da er auf diese Weise wisse, was er tun „soll" – sei er dann vollkommen ruhig und absolut sicher. Die Erkenntnis schäle sich schliesslich ganz plötzlich aus den Ahnungen heraus und werde zum Entschluss. Das sei ein wunderbarer, ausserordentlich befreiender Augenblick – von dem an er fest an seinen Erfolg glauben könne. „Dann kann mich nichts mehr in der Welt davon abbringen", sagte er, „nichts, denn ich weiss dann ganz genau, dass es so sein muss!" Und er vermochte eine grosse Zahl von Beispielen frappanter Art anzuführen. Er erwähnte auch, dass sich zunächst etwas ergeben könne, was anderen eher als ein Misserfolg erscheine – was aber dann die notwendige Brücke zum ganz grossen Erfolg sei. „Da darf man nicht die Nerven verlieren", sagte er, „und sich nicht durch die Kleingläubigen irre machen lassen." – „Trunken vom Schicksal" sagte Mereschkowskij von Napoleon Bonaparte und das

erzählte ich einmal Hitler – worauf er sehr nachdenklich, eher traurig sagte: „Ja, – so ist es."

Von der Bombe zerfetzt...

Schon im Jahre 1937, erst recht aber im Jahre 1938 hatte ich alles versucht, am 8. November zur Jahresfeier der historischen Bürgerbräuversammlung in München zu sein und Hitler dort vor seinen alten, treuen Kampfgefährten reden zu hören. Kein Mal war es mir gelungen. Dr. Goebbels hatte jedes Mal meinen entsprechenden Antrag auf einen Sonderurlaub abgelehnt, da ich angeblich gerade an diesen zwei Tagen dienstlich unabkömmlich sei – was keineswegs den Tatsachen entsprach. – Warum ich nicht zu der Feier nach München gelassen wurde, war und ist mir ganz unerklärlich.

Im Jahr 1939 setzte ich nun meinen ganzen Ehrgeiz daran, es zu schaffen. Ich meldete mich schon Monate vorher in München an und erhielt auf meinen besonderen Wunsch hin einen Platz an dem Tisch, der direkt vor dem Rednerpult stand. Ich wollte gerade dort Hitler aus nächster Nähe genau beobachten können, denn sein Verhältnis zur „Alten Garde" – der ja auch ich angehörte – schien mir für den Fortgang der geistigen Revolution von eminenter Bedeutung,und ich war gerade in dieser Beziehung während der letzten Jahre immer skeptischer

geworden. Er allein, so meinte ich, konnte noch alles zum Guten wenden und dafür sorgen, dass unsere Revolution dennoch nicht im Kapitalismus und Militarismus ersticken muss. Er allein, so meinte ich, ist dazu geschaffen und begnadet, dafür zu sorgen, dass unsere Partei vor allem die **„Arbeiterpartei"** bleibt und immer mehr wird, der mein Herz gehörte. Das war es, was ich in München zu erleben hoffte und weswegen es mich so sehr dahin zog.

Dieses Mal reichte ich mein Urlaubsgesuch besonders früh ein und Dr. Goebbels genehmigte es. Bevor ich aber am 7. November abends mit dem Schlafwagenzug nach München abfahren wollte, liess mir Dr. Goebbels über sein Ministerbüro mitteilen, ich könne leider nicht nach München, sondern müsse stattdessen nach Agram. Dort sei eine grosse Feier der in Kroatien lebenden Deutschen – reichsdeutschen Staatsbürger – anlässlich des 9. November und der für diese Feier an sich vorgesehene Redner falle aus. Ich müsse für ihn einspringen – der Minister habe das bereits zugesagt. Ich versuchte, den Minister dringend zu sprechen, er wollte aber nicht. Diese Tatsache beunruhigte mich sehr, denn mir war klar, dass er mir die Wahrheit nicht sagen wollte – weil er sie mir nicht sagen konnte. Und das war schlimm!

Ich hielt also am Abend des 8. November in Agram vor einem sehr überfüllten Saal eine grosse Rede, mit sehr starkem Beifall aufgenommen. Während jedoch der Beifall immer wieder aufbrandete, kam plötzlich ein Herr des Generalkonsulates oder der Gesandtschaft – das weiss ich nicht mehr genau – in den Saal gestürzt, drängte sich durch die Masse der Menschen hindurch nach vorn, bat ums Wort und verkündete in grosser Erregung, es sei in München auf den Führer ein Attentat verübt worden – der Führer lebe – der Saal sei zum Teil verwüstet und – diejenigen, welche vor dem Rednerpult sassen, seien alle tot.

Die vielen Menschen im Saal waren zunächst wie gelähmt, auf die erschütternde Nachricht hin. Allmählich löste sich der Schock und alle klammerten sich an die Worte „der Führer lebt". Daraus kam es aus der Masse zu einem Hoch auf den Führer.

Als ich kurz darauf wieder in Berlin war, meldete ich mich bei dem mir befreundeten Stabschef der SA, Viktor Lutze, in der Reichskanzlei. Ich erzählte ihm dieses Erlebnis und erfuhr von ihm, dass die SA den Täter namhaft gemacht hatte. Der Reichsführer SS aber lehnte es ab, dieser Spur nachzugehen, da er einen anderen für schuldig halte. Lutz sagte wörtlich ungefähr dieses: „Aus der ganzen Sache ist nun ein neuer Streit zwischen SA- und SS-Führung geworden. Jeder hat seinen Attentäter. Aber es ist noch schlimmer. Inzwischen stehen auf Seiten der SA die Grenzpolizei und auf Seiten der SS die Zöllner. Und das Schlimmste bei der ganzen Sache ist, dass es mir – dank Himmler – unmöglich ist, an Hitler heranzukommen. Ich bin ganz fest davon überzeugt, dass unser Attentäter der richtige ist. Da wir aber als SA für derartige Sachen nicht zuständig sind, keinerlei Exekutive haben – können wir nicht mehr tun, als jeder xbeliebige Bürger. So weit haben die Himmler und Konsorten uns an die Wand gedrückt. Dabei heisst der Oberste SA-Führer Adolf Hitler – ich bin sein Stabschef – und es ging um sein Leben. Das Ganze ist ein haarsträubender Skandal. Der Oberste SS-Führer nennt sich „Der Reichsführer der SS" und über ihm gibt es nichts als den Eid – und das ist so eine Sache bei dem Arschpauker Himmler." – Der von dem Stabschef der SA genannte Täter ist m. W. gar nicht vor Gericht gestellt worden. Der vom Reichsführer SS genannte wurde meines Wissens verurteilt aber nicht hingerichtet. Er hiess Elsner und hatte angeblich alles gestanden.

Hitler, der so oft seinen sechsten Sinn unter Beweis gestellt hatte, brach seine Münchner Rede frühzeitig ab und

erfuhr von der Bombenexplosion erst, als er schon im Schlafwagenzug sass nach Berlin.

Viele meiner Freunde hatten – wie ich – den Verdacht, dass das Attentat von dem gleichen Kreis inszeniert wurde, welcher letzten Endes auch am 30. Juni 1934 niemand anderen als Hitler selbst erledigen wollte. Vielleicht waren es die gleichen, welche auf raffinierteste Weise Hess von Hitler trennten – und schliesslich Morells Spritzen dirigierten.

Auf der Liste der sechs Toten und 63 Verletzten des Bürgerbräuattentates hätte ganz sicher auch ich gestanden, wenn ich nicht in letzter Minute gegen meinen Willen nach Agram geschickt worden wäre. Der Tisch, an dem ich meinen Platz hatte, war völlig zerstört. – Wem hatte ich diese Rettung zu verdanken? Einem Zufall? War Dr. Goebbels bewusst oder unbewusst das Werkzeug eines Mächtigeren, als er mich hinderte, zu fahren – oder tat er es vielleicht aus eigenster Initiative nur meinetwegen? Ahnte er eine Gefahr? Hatte ihm, dem Vertrautesten, Hitler etwa aus seinem sechsten Sinn heraus eine Warnung gegeben, ohne dass andere davon erfuhren? Das Spiel des Instinktes? Des Verdachtes? Oder ganz einfach dessen, was Hitler so oft und gern die „göttliche Vorsehung" nannte – und wir heute als die „ewige Ordnung allen Seins" bezeichnen. Leider hat er mir niemals etwas darüber gesagt.

Die Schweiz hat gute Polizisten

Am 31. Januar 1936 wurde der Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, von einem gewissen Herrn Frankfurter in seiner Wohnung überfallen und mit mehreren Schüssen getötet. Die Auslandsorganisation der NSDAP war in der Schweiz wie in anderen Ländern die legale, vom Gastland zugelassene Organisation der dort lebenden deutschen Staatsbürger. Sie hatte mit innerpolitischen Bestrebungen der Schweiz nichts zu tun.

Bald darauf erhielt ich den Auftrag, als Redner der Partei in die Schweiz zu fahren und dort in einer Grossveranstaltung der in Zürich lebenden Reichsdeutschen die Rede zu halten. Dies sei wesentlich, sagte man mir, damit sich die deutschen Staatsbürger in der Schweiz nicht von der Heimat verlassen vorkommen.

Warum gerade ich dazu ausersehen war, weiss ich nicht. Es hätte wohl geeignetere dafür gegeben. Ein in der Welt namhafter Deutscher, der nicht Mitglied unserer Partei war, hätte meiner Ansicht nach in diesem Augenblick dort leicht mehr erreichen können. Es gab de-

ren ja genug. Ich hätte die Berliner Philharmoniker hingeschickt und Furtwängler gebeten, nur einige wenige Sätze über den Anlass der Feierstunde zu sagen.

Am Abend vor dem Tag meiner Abreise war Prinz August Wilhelm von Preussen – Sohn des Kaisers – wie so oft in Dahlem bei uns zum Essen. Natürlich sprachen wir auch über diese bevorstehende Reise. Der stets um andere rührend besorgte Prinz war der Meinung, dass diese Reise für mich sehr gefährlich sei, denn sie könne von gewissen Kreisen um Frankfurter als provozierend empfunden werden. Ich sollte jedenfalls lieber bei einer guten, angesehenen, schweizerischen Familie – als im Hotel wohnen, meinte er. Ich kannte aber niemanden dieser Art dort. Da fiel ihm eine freundschaftliche Beziehung seines Vaters ein und er schlug vor, dass er sich gleich nach der Anschrift dieser Familie telegrafisch erkundigen werde.

Als ich am folgenden Tag abreiste, hatte ich das Antworttelegramm mit der Adresse der Tochter dieser Familie in der Tasche. Aber ich hielt – offen gestanden – nicht sehr viel davon.

In Zürich war mir ein sehr netter, deutscher Student zugeteilt – namens Meyer, der sich um mich bemühte, aber natürlich auch nur begrenzt Zeit für mich hatte. Ich hielt mich also meist allein in meinem Hotelzimmer auf. Da kam mir der Gedanke, doch einmal bei der mir vom Prinzen August Wilhelm besorgten Adresse anzurufen. Es meldete sich am Apparat eine ältere Dame, welche sich als Mutter der im Telegramm bezeichneten jungen Dame ausgab. Sie sagte: „Meine Tochter ist vorhin mit dem Auto in die Berge gefahren. Ich frug sie, ob sie heute Abend zu Ihrem Vortrag geht. Sie geht nämlich meist zu den deutschen Veranstaltungen. – Dieses Mal gehe sie lieber in die Berge, sagte sie – und – verzeihen

Sie." – dann fügte sie hinzu: „lieber als zu dem duseligen deutschen Prinzen."

Ich muss sagen, dass mir diese Auskunft genügte. Ich bereute, angerufen zu haben.

Die abendliche Kundgebung fand im grossen Konzertsaal statt, der damals als einer der schönsten in Europa galt. Er war mit weit über 1000 Personen überfüllt. In der ersten Reihe sassen etliche hohe Vertreter der schweizerischen Regierung. Der Saal war sehr schön mit Blumen geschmückt. In der Mitte des Parketts verlief von dem grossen Eingangsportal bis vor die erhöhte Rednertribüne ein breiter, roter Teppich. Das war – zu dem dunklen Holz der Emporen – ein festlicher Anblick.

Da mich mit der Schweiz viele wunderschöne Kindheitserinnerungen – vor allem in Zusammenhang mit meiner so sehr geliebten Mutter verbinden und ich stets ganz besonders gern dort war, hatte ich sofort – aus der ganzen Stimmung heraus – eine sehr menschliche Einstellung zu den Problemen der Rede, die mir half. Es fiel mir leicht, aus dem Stegreif heraus eine wohl anderthalbstündige, herzliche Rede zu halten – fern von politischen Tagesfragen – aber nahe der Not unserer Zeit, von der mehr oder weniger alle Völker berührt werden. Ich fühlte deutlich, dass vor allem die schweizerischen Herren wohl anderes von mir erwartet hatten – und daher immer mehr dabei waren, das ihnen zugeworfene Band der Sympathie aufzugreifen und so zu einer allgemeinen Stimmung an diesem bedeutungsvollen Abend beizutragen, die in ihrer versöhnenden Art vielleicht einzig war. Gerade das hatte ich gewollt. Für mich war der Abend ein sehr starkes, nicht zu vergessendes Erlebnis.

Aus dem ermordeten Gustloff wurde ein Vermittler Gustloff, obwohl ich den Namen, glaube ich, in der ganzen Rede nur ein einziges Mal nannte – wie es meine Ab-

sicht gewesen war.

Aber leider gab es mitten in diese Rede hinein eine ganz sinnlose Störung, bedingt durch die Eitelkeit eines jungen Mädchens. – Gegenüber von mir, ganz weit am anderen Ende des langen Saales öffnete sich langsam die grosse, schwere, dunkle Tür und eine zierliche, schlanke, ganz dunkel gekleidete, hübsche, junge Dame kam herein. Mit langsamen, abgemessenen Schritten, leicht in der Hüfte wiegend, schritt sie lächelnd schnurgerade auf dem weichen, roten Läufer auf mich zu. Natürlich sahen sich die meisten Menschen nach ihr um. Ich war gezwungen, meine Rede zu unterbrechen.

Als täte sie es absichtlich langsam,ging die Dame durch die Stuhlreihen zu ihrem Platz.

Jetzt erst kam wieder Ordnung in die Reihen und ich konnte meine Rede fortsetzen. Sie wurde immer mehr zu einem grossen Erfolg.

Dann ging ich zu den Herren der Regierung, um ihnen für ihr Erscheinen herzlich zu danken. Sie sagten mir viele, wirklich freundliche Worte. Und als dann der offizielle Teil vorbei war und das Publikum sich nunmehr anschickte,den grossen Saal zu verlassen, ging ich in die Stuhlreihe hinein direkt zu dem zu spät gekommenen Mädchen. „Sie sind . . .", sagte ich und sie bejahte. – „Warum kommen Sie mitten in meine Rede", sagte ich, „das hat mich und die ganze Versammlung sehr gestört – dann wären Sie besser weg geblieben – wie Sie es doch wohl eigentlich vorhatten."

„Ich wusste genau, was Sie sagen werden", erwiderte sie, „ich bin nicht wegen der Rede gekommen, sondern aus einem anderen Grund." – „Das kann nicht stimmen, dass Sie die Rede kannten, denn ich habe, wie immer, vollkommen frei und aus dem Augenblick heraus gesprochen."

„Das macht nichts, ich wusste doch, was Sie sprechen!"

„Wetten wir, dass das unmöglich ist – um hundert Mark!" Sie akzeptierte die Wette. Nach einigem Hin und Her gingen wir beide, zusammen mit einem Herrn, der den Schiedsrichter machen sollte, in einen Nebenraum – und tatsächlich, sie konnte mir sagen, was ich im ersten Teil der Rede – also zu einer Zeit, in der sie nachweislich nicht im Hause war – gesagt hatte. Ich hatte die Wette verloren. Viel wesentlicher aber war, was sie nun tat, dieses hübsche, junge Mädchen. Sie sagte nämlich, zu meiner grossen Überraschung: „So, nun bringe ich Sie in Ihr „Hotel Baur au Lac". Sie werden nicht da vorne durch den grossen Ausgang gehen – nicht also da, wo der einzige offizielle Ausgang ist – sondern durch einen hinteren, kleinen Ausgang, den ich Ihnen zeigen werde." Und dann handelte sie so sehr schnell, dass ich gar nicht anders konnte als mitgehen. Ich kam auf kürzestem Weg – ich glaube unterirdisch – hinüber ins Hotel. Während dessen hat die schweizerische Polizei am Hauptausgang – wo ich natürlich erwartet wurde – mitten aus dem Gewühl der Menschen heraus, zwei Personen verhaftet, welche dort bereit standen, um mich zu erschiessen. – Die Schweiz hat gute Polizisten.

„Welch glücklicher Zufall" – nicht wahr – so sagt man doch und kaum einer denkt sich was dabei.

Da habe ich sie kennen gelernt

Ich hatte immer geglaubt, zu den Revolutionären zu zählen; weil ich fest an bestimmte Ideale glaubte, deren Verwirklichung nicht einer Klasse oder einem Stande bloss, sondern dem Volk im Ganzen aus der Verzweifelung und dem Elend heraus zu neuem, besseren Leben verhelfen würde.

Ich sah durch gleiche Ideale Feinde zu Kameraden werden – und so eine Gemeinschaft, eine Solidarität entstehen, welche bis dahin in dem von Standesdünkel und Klassenhass zerrissenen Volk undenkbar war. Ich war dankbar und glücklich, mich zu dieser Gemeinschaft rechnen zu dürfen.

Nicht zufällig, sondern auf einem langen, dornenreichen, opfervollen Wege war ich – wie jeder andere – Schritt für Schritt auf Grund einer ganz logischen Entwicklung bis dahin gekommen. Und gewaltige Erfolge auf sehr vielen Gebieten des Lebens gaben uns immer wieder recht, jahrelang.

Aber die Menschen sind im Allgemeinen viel schlechter als man denkt – oder besser gesagt: als man sie ha-

ben möchte. Sie sind so, wie sie der Ordnung wegen sein müssen – jener grossen, ewigen Ordnung wegen, in der die Menschheit dieser Erde auch nur ein Teilchen ist. Ein Teilchen, dessen letzte Bestimmung niemand von uns ahnt, geschweige denn weiss.

Die Jahre, da ich Adjutant des Reichspropagandaministers sein durfte, waren für mich äusserst lehrreich. Ich erlebte naturgemäss, wie nur wenige – sozusagen von höherer Warte und dadurch mit grosser Übersicht – Leistung und Glück unseres Volkes und unserer Revolution. Aber ich sah auf die gleiche Weise natürlich auch besonders deutlich die Schattenseiten unseres Volkes. Mit Schaudern bemerkte ich immer deutlicher, dass zahllose Menschen in unserer Revolution ein gewaltiges Geschäft witterten, und darum jeder Zeit gern bereit sein würden, unsere Ideale zu verraten, zu missbrauchen.

Und wie mir ging es mehr oder weniger – je nach Temperament – den meisten der alten Parteimitglieder, vor allem den Angehörigen der Alten Garde. So entstand bei uns die gemeinsame Sorge um unser Werk und Deutschlands Zukunft.

Natürlich wurde ich dem ganzen Geschehen gegenüber immer misstrauischer. Bald gab es unter den Führendsten nur noch zwei, die in meinen Augen absolut tabu waren: Goebbels und Hitler.

„Wenn Goebbels Rolle im Dritten Reich eine weit wesentlichere war, als alle seine Ämter und dienstlichen Funktionen, so lag das einzig und allein an der Bedeutung seiner sorgsamst gepflegten persönlichen Beziehung zu Hitler", so schrieb ich in meinem Buch „Dr. G." (erschienen im LIMES-VERLAG, Wiesbaden) und fuhr dann fort: „Niemals hat er, glaube ich, in Gegenwart Hitlers eine unbedachte Äusserung getan – oft aber bereitete er sich wochenlang genau auf etwas vor, was er dann scheinbar ganz zufällig so nebenbei anlässlich eines ge-

meinsamen Mittagmahles vorbrachte. Jahrelang, wenn ich ihn bat, doch bei Hitler ein Wort für die SA einzulegen, schwieg er nur.

Ich war befreundet mit Röhm's Nachfolger, dem Stabschef Viktor Lutze, der aus dem Ersten Weltkrieg das von meinem damals regierenden ältesten Bruder verliehene schaumburg-lippische Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse trug. Lutze bat mich während der ersten Jahre des Zweiten Krieges häufig, ich möge ihn doch wieder mit Goebbels zusammenbringen, den er von den gemeinsamen Kämpfen im Ruhrgebiet zu Zeiten Leo Schlageters gut kannte. Wenn ich aber bei Goebbels entsprechende Vorschläge machte, bekam ich zur Antwort: „Was soll ich mir das Gejammere von Lutze anhören, die SA ist's selber schuld, wenn sie sich an die Wand drängen lässt, die ist nicht mehr zu retten – was glauben Sie, wieviel raffinierter der Himmler vorgeht!"

Als ich mich im Frühjahr 1943 wieder einmal beim Stabschef hatte melden müssen, erzählte der mir sehr ausführlich, dass er geradezu unwahrscheinliche Informationen über die Arbeit Himmlers habe. Lutze wusste, dass Himmler im Laufe der Jahre planmässig und systematisch sämtliche wesentlichen Dienststellen von Partei und Staat mit seinen Leuten durchsetzt hatte, Himmler brauchte nur auf den rechten Knopf zu drücken, und alles hörte auf sein Kommando. Um das herbeiführen zu können, hatte er zunächst nach dem 30. Juni 1934 die gesamte SS aus der SA herausgelöst und sich unterstellen lassen. Dann hatte er die SS mit der Polizei verbunden." – Goebbels sagte einmal in meiner Gegenwart: „Wie kann man nur so töricht sein, vor den Augen des Volkes die Revolution mit der Polizei zu identifizieren – gewiss, Polizei muss sein, sie ist sehr notwendig – aber glauben Sie, dass sie jemals populär sein kann? " –

Da die Polizei an sich dem Innenministerium unter-

stand, drängte er, den ohnehin nicht starken Reichsminister des Innern, Frick, an die Seite und besetzte dieses Ministerium, das widerum für die Personalpolitik aller Behörden des Reiches die oberste und entscheidende Instanz war. Alle wichtigen Posten der Polizei wurden mit SS-Führern besetzt. Die Geheime Staatspolizei und dann der Sicherheitsdienst wurden in die SS eingegliedert, jedenfalls personalpolitisch. Ein Beamter, der Karriere machen wollte, musste der SS angehören. Auf keinen Fall der SA. Und um auch der Wehrmacht gegenüber eine Machtposition zu besitzen, baute er die Waffen-SS derart aus, dass sie zum 4. Wehrmachtsteil wurde – zum bestrekrutierten, modernst bewaffneten und in jeder Weise bevorzugten. Als Himmler, der Reichsführer SS, im Kriege dann auch noch Chef des Ersatzheeres geworden war, gab es neben Hitler keinen auch nur annähernd so mächtigen Mann." - - - - -

Der Stabchef Lutze sagte: „Himmler meint Gewalt, wenn er von Macht spricht. Er tut vieles, was nichts mit Nationalsozialismus zu tun hat und treibt uns daher alle ins Verderben. Wenn Himmler zum Beispiel verlangt, dass alle entscheidenden Männer im Auswärtigen Amt SS-Führer sein müssen, dann bestimmt er bald auch die Aussenpolitik. Das ist ein Wahnsinn, der Mann betreibt dauernd Parteiverrat im grössten Stil. Ich muss Hitler darauf aufmerksam machen." Aber er sagte auch, dass Hitler ihn, den Stabschef seiner SA, seit langer Zeit – ich glaube es waren mindestens zwei Jahre – nicht mehr empfangen habe. Er bat mich dringend, bei Goebbels zu erreichen, dass dieser für ihn bei Hitler vorstellig werde. Lediglich mit dem Ziel, dass der Führer seinen Stabschef endlich einmal anhöre.

Ich sprach wieder mit Goebbels, und es dauerte nicht lange, bis Viktor Lutze und Frau eines Abends bei Goebbels eingeladen waren. Es kam zu einer grossen Verbrüderung mit dem alten Kameraden. Lutze berichtete eini-

ges von dem, was er Hitler offenbaren wollte. Goebbels sah ein, wie ausserordentlich wichtig das war, und erreichte den Termin für den Stabschef. Lutze wurde ins Hauptquartier befohlen. Gleich nach seiner Rückkehr liess er mich kommen, um mir zu sagen, was er erreicht hatte.

Der stattliche, starke große Mann, dem die SA-Uniform sehr gut stand, machte einen hervorragenden Eindruck auf mich, als er erfüllt von innerer Freude über seinen Erfolg berichtete. „Ich habe dem Führer alles gesagt. Wir haben uns zunächst mindestens zwanzig Minuten lang gegenseitig angebrüllt, dass die Fetzen flogen; aber als er eingesehen hatte, dass ich der alte bin, gab er nach und wurde ganz vernünftig. Ich habe ihm an Hand meiner Akten bewiesen, dass der Reichsführer SS einen Staat im Staate aufbaut, und dass er kein Nationalsozialist ist. Ich habe ihm bewiesen, dass die Himmlers und Bormanns eine riesige Gefahr für unser Reich sind, und dass der Führer die Fronten den Generalen überlassen, selbst aber die Heimat regieren muss. Wenn hier in der Heimat der Zusammenbruch kommt, ist die beste Front nichts wert. Dieser Krieg wird vor allem in der Heimat entschieden. Solange die Heimat intakt ist, wird der Soldat draussen auch die Nerven haben,auszuhalten. Er hat das sehr ungern eingesehen, aber ich glaube, dass er es nun weiss. Das sagt ihm ja sonst keiner. Und dann habe ich ihm gesagt, dass er unbedingt nach einer Seite Frieden schliessen muss, entweder nach Osten oder nach Westen. Leichter wird es nach Osten sein. Selbst dann, wenn wir vieles wieder hergeben müssen. Den Krieg nach allen Seiten werden wir nie gewinnen, sondern nur verlieren können, habe ich ihm gesagt. Jedenfalls habe ich ihn sehr nachdenklich gestimmt, das ist sicher."

Schliesslich war er wieder der alte Kamerad. Er klagte darüber, dass so wenig Menschen ehrlich zu ihm sind. Er

habe ja fast niemanden mehr, mit dem er ganz offen und frei sprechen könne und der fähig sei, ihn zu verstehen. Nichts wünschte er sehnlicher, als einen gerechten Frieden, und er werde zu jeder Stunde dazu bereit sein. Es gehe ihm ja um nichts anderes als darum, seinem deutschen Volk ein freies, anständiges Leben zu sichern.

Lutze sagte, er habe das Gefühl gehabt, dass der Führer ungeheuer einsam geworden sei. Der Führer habe dann gesagt: „Lutze, Sie sind viel zu lange weg gewesen. – Sie müssen öfter zu mir kommen – kommen Sie in acht Wochen wieder, bringen Sie dann noch die weiteren Unterlagen mit, damit ich mich danach richten kann. Ich werde jenen Herren, die da glauben, unsere Revolution verderben zu können, das Handwerk legen. Das wäre ja noch schöner! Und über das andere sprechen wir auch wieder, ich werde es mir bis dahin durch den Kopf gehen lassen."

„Unser Führer hat sich nicht verändert, Prinz Schaumburg-Lippe", sagte der Stabschef, „aber wir alle müssen ihm helfen, sich zu behaupten – solche Kerle wie der Himmler und der Bormann und der Rippentrop, die müssen weg, sonst gibt es eine unvorstellbare Katastrophe. Sie können sich darauf verlassen, dass ich in acht Wochen ein Material vorlege, das es ihm völlig unmöglich macht, jene Leute zu halten, er wird sie davonjagen müssen – schon das, was ich jetzt vorlegen konnte, war **geradezu ungeheuerlich** – was die tun, das hat mit unseren Idealen aber auch nicht mehr das mindeste zu tun." Er war sich seiner Sache absolut sicher, der arme Lutze, in dessen einem Auge die Tränen standen.

Kurze Zeit später, wenige Tage vor seinem nächsten Besuch im Führerhauptquartier, verunglückte Lutz bei Berlin mit dem Auto. Sein ältester Sohn hatte den Wagen gefahren, der plötzlich ohne erkennbaren Grund von der Autobahn abgewichen und eine Böschung hinabgestürzt

war. Wir glaubten, dass es ein Attentat gewesen sein müsse. Lutze starb kurz darauf an den Folgen des Unfalls. Sein Sohn fiel an der Front.

Als Goebbels telefonisch den Tod des Stabschef erfuhr, geschah etwas, das wohl einmalig war – er weinte. Sicher nicht, weil er Lutze für ein Genie gehalten hätte. „Lutze war ein tapferer, anständiger Mann", sagte er, „sonst nichts, aber das ist sehr viel." Doch das war nicht der Grund für die Tränen dieses Mannes, der so viele Freunde verlor. Er raunte vor sich hin: „Nun kommt das Ende unserer Revolution!"

Natürlich wurde Staatsbegräbnis angeordnet. Der tote Stabschef wurde im Offizierskasino der „SA Standarte Feldherrnhalle", der ich als Standartenführer z.b.V. angehörte, aufgebahrt. Ich gehörte zu den Führern, welche während der ganzen Nacht am Sarge Wache standen. Mit Stahlhelm und gezogenem Säbel. Infolgedessen im Schein der Kerzen wohl schwer zu erkennen. Und wer vermutete mich da schon.

Während dieser Nacht kamen dann die Führer der Partei und über Gliederungen. Sie standen unmittelbar vor mir – und sie sagten, was sie dachten, denn jeder glaubte mit dem Toten allein zu sein. Wachen hält man in solchen Fällen nicht für Menschen. – Ich kann mich insbesondere an den Reichsorganisationsleiter der NSDAP und Führer der DEUTSCHEN ARBEITSFRONT erinnern, Dr. Robert Ley. Was er sagte, war schrecklich anzuhören. Das – nach Lutze's Bericht von seinem Besuch bei Hitler – ergab ein vollständiges Bild grausigster Art.

Stabsleiter Bormann ordnete am folgenden Tag – dem Tag der Überführung – an, dass die Fahne der SA Standarte Feldherrnhalle am Stabsquartier nicht auf Halbmast wehen dürfe. Wir haben sie daher ganz entfernt.

Bei aller Trauer um den aufrechten Kameraden war ich doch froh, dass ich ihm hatte helfen können, zu Hit-

ler zu kommen. Es war der einzige Fall dieser Art, der mir glückte – und das auch nur über den Revolutionär Goebbels.

Splitter – Ziegel – und Bomben

Tagsüber bei mässiger Verpflegung – und umso häufiger Grippe, eine mir oft widersinnig erscheinende Arbeit im Ministerium: Pflege kultureller Beziehungen zum Ausland. – Erreichbar nur noch die Schweiz, denn mit besetzten Gebieten hatten wir nichts zu tun. Viele, viele unbezahlte Überstunden. Hin zur Arbeit und zurück von der Arbeit,häufig jeweils bis zu anderthalb Stunden. Und nachts mit der Familie im völlig unzureichenden Keller. Dazu dienstlich verpflichtet,täglich die jeweils angefallene Feindpropaganda zu studieren, zu sortieren, gegebenenfalls auszuwerten. Das musste für jeden einmal zu viel werden. Auch die beste Propaganda kann auf die Dauer keine Nerven ersetzen.

Laut Vorschrift musste jeder Hausherr während des Angriffs auch von aussen das Haus kontrollieren. Das war notwendig,aber erschöpfend. Wieder rechneten wir in Dahlem mit Brandbomben. Ich befand mich gerade vor der kleinen Wand unseres angebauten Esszimmers, – da schlug direkt über meinen Kopf hinweg, laut pfeifend, ein grösserer Splitter in die Hauswand. Da der Mond sehr

hell schien, sah ich – wirklich genau über meinem Kopf etwa 20 Zentimeter höher, den Stahl – zerfetzt, zackig, scharf. 32 cm lang, 6 - 8 breit. Am folgenden Tag haben wir an Ort und Stelle die Situation rekonstruiert.

Die Flugbahn war sicher keine zufällige: durch das Material, durch die Sprengkraft, durch den Winkel der Flugbahn zur Erde und dergleichen mehr. Dieser hing widerum davon ab, wann und wie das Ziel ausgemacht worden war. Vielleicht hatte der Pilot oder der Bordschütze sich auch ein wenig verrechnet, weil er etwas müde war – oder irgendwelche Skrupel bekam. Tausend Faktoren spielten dabei eine Rolle. Eines ergab das andere. So wurden Zeit, Weg, Explosion zu Teilen ein und derselben Ordnung und das alles gehörte widerum untrennbar zu dem Verhalten der Menschen. Also stand alles fest und nur dies war möglich. Es musste so kommen wie es kam, weil alles andere auch so gekommen war, wie es kommen musste und so weiter – bis in die Ewigkeit von Zeit und Raum. Wer sich nur einigermassen klarzumachen versucht, von wie unendlich vielen Faktoren dieser einzige Vorgang ganz selbstverständlich bestimmt wurde – und dann noch zu bedenken versucht, dass alle Vorgänge in dieser Welt irgendwie miteinander zu tun haben – der kann ganz unmöglich noch von „Zufall" sprechen.

Im Grunde genau das Gleiche gilt für die beiden folgenden Erlebnisse:

Noch während eines Luftangriffes – dieser war am Tage und nicht besonders schwer – musste ich, aus dienstlichen Gründen – eine kleines Stück Weges durch die Stadtmitte von Wien laufen.

Etliche Häuser waren eben zusammengestürzt, viele andere mehr oder weniger schwer beschädigt.

Ich ging begreiflicherweise so schnell wie ich nur konnte. Plötzlich sah ich, im Vorüberlaufen, dass von einem grösseren Haus nur die Esse stehen geblieben war. An ihr hielten sich noch einzelne, kleinere Mauerreste der verschiedenen Etagen. Von Einrichtungsgegenständen war natürlich nichts zu sehen. Das lag alles unten. Von gewaltigen Schuttmengen zugedeckt. Aber eines war doch noch zu sehen und zwar oben, schätzungeweise in der dritten Etage. Dort hing, an der Esse selbst und daher wohl ziemlich gesichert: ein grosses Hitlerbild, scheinbar ein Farbdruck.

Ich verharrte für einige Sekunden, mir diesen Anblick einzuprägen. Es war fast unheimlich. Ich sehe es heute noch genau vor mir.

Wäre ich von diesem Anblick auch nur zwei Sekunden früher weggegangen, hätte ich mich nur zwei Sekunden früher davon trennen können, dann wäre ich seitdem tot. Denn wenige Meter weiter fiel von einem noch sehr hohen Mauerrest ein ganzer Haufen Dachziegel unmittelbar vor meine Füsse. Ich wäre von diesen ganz sicher erschlagen worden.

Im Januar 1945 war ich zum vorletzten Mal in Berlin. Ich wohnte bei Rohrssen's im Kellergeschoss des Hauses Hermann Göring-Strasse 20. – Von dort ging ich durch die Vosstrasse zum Wilhelmsplatz, um in meinem Ministerium einige Feststellungen zu treffen. Kaum hatte ich das Haus verlassen, gab es Luftalarm. Ich sagte mir, in spätestens zehn Minuten bin ich an der Reichskanzlei und dort gehe ich in den Bunker. Aber wenige Minuten später kam schon Entwarnung. Die Feinde hatten offenbar abgedreht.

Ich ging ganz ruhig über den Wilhelmsplatz. Es war prachtvolles Sonnenwetter. Wie friedlich ist doch gleich

alles, dachte ich, wenn das Wetter schön ist. – Da brüllte jemand, dass der ganze Wilhelmplatz davon widerhallte: „Prinz – schnell ins Haus – Bombe!" Ich brauchte nur ein paar grosse Sätze machen und war schon in einigermassen Sicherheit – da detonierte das Biest auch schon. Mitten auf dem Wilhelmsplatz. Es war zwar nur eine kleine Bombe und der Platz bekanntlich gross, aber – wäre ich nicht noch soeben in Sicherheit gesprungen – es wäre für mich sehr übel ausgegangen. Der Reichspressechef Dr. Dietrich war es gewesen, der mich rettete. Von wo er rief, weiss ich heute noch nicht. Wir sahen uns kurz danach flüchtig, hatten es beide eilig. „Da haben Sie aber Schwein gehabt", rief er mir zu. So war es auch. Aber nicht „zufällig".

Zufall und Gefahr

Es ist leider eine Eigenschaft sehr vieler Menschen, dass sie ignorieren, was sie nicht zu erklären vermögen. Dazu gehört vor allem auch ihr Verhältnis zur Gefahr. Gefahr wittern – und sich zurückziehen, ist für sie eins. Wir sehen es heute bei den satten Bürgern mehr denn je zuvor. Auf den Gedanken, dass die Gefahr ihnen etwas zu sagen haben könnte, kommen sie gar nicht. Und wenn – so hören sie lieber nicht hin.

In einem für das ganze Leben höchst wesentlichem Zusammenhang ist zweifellos die traditionelle Erziehung, – wie sie zum Beispiel in unseren Familien Jahrhunderte hindurch, der Tradition des Staates gemäss, praktiziert wurde, – gut und vorbildlich gewesen. Eines ihrer Prinzipien war, die Gefahr zu erkennen, sie nicht zu fürchten, sondern sich als stärker zu erweisen.

> „Ein Herz voll Tapferkeit und guter Dinge braucht von Zeit zu Zeit etwas Gefahr, sonst wird ihm die Welt unausstehlich."
>
> Nietzsche, Unschuld des Werdens 1.

Die heutige Generation scheint das Unausstehliche zu bevorzugen, – drum verpönt sie „das Herz voll Tapferkeit und guter Dinge" und lobt alles, was weich macht. Einst galt es als selbstverständlich, den Armen und den Schwachen zu helfen – heute hilft man viel mehr den Feigen und Verräterischen. Gerade darum aber wird es immer mehr Menschen bald geben, denen diese Welt von heute – diese naturwidrige – unausstehlich ist. Wenn aus dem Widerstand gegen das Gute der Widerstand gegen das Schlechte sich durchringt, dann werden wieder heldische Menschen ins Licht rücken. Es werden die sein, welche der Gefahr ins Angesicht sehen können und mit ihren Herzen „voll Tapferkeit und guter Dinge" die Gefahr zu bannen verstehen. Dann hat die Gefahr ihre Aufgabe erfüllt – wieder einmal – und zwar gegen die stinkendsten Krankheiten, die Feigheit und die Lüge – unter denen vor allem wir Deutsche heute so sehr zu leiden haben.

„Denn nicht erprobt sich dieser Stahl,
begünstigt uns Fortuna; denn alsdann
scheint Held und Feiger, Narr und
Weiser, Künstler
und Tor, Weichling und Starker nah
verwandt.
Doch im Sturm und Schnauben
ihres Zornes
wirft Sondrung mit gewalt'ger, breiter
Schaufel,
alles aufschüttelnd, leichte Spreu
hinweg,
und was Gewicht und Stoff hat in sich
selbst,
bleibt reich an Tugend liegen, unvermischt."

Shakesspeare, Troilus und Cressida 1,3.

Denn „jedes Schreckbild verschwindet, wenn man es fest ins Auge fasst”, sagte Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation (12) und die Deutschen von damals haben ihn sehr wohl verstanden. Es war ihre Rettung.

Zufall und Gefahr gehören für die heutigen sehr eng zusammen. Wenn wir den Zufall ausschalten, wird die Gefahr automatisch zu einem Teil der Ordnung. Und von diesem Augenblick an wird ein jeder sich ihr stellen müssen, ob er will oder nicht. Das heisst, er muß einsehen, dass es so ist.

Gefahr versinnbildlicht durch „Sturm und Schnauben” der Natur, der zürnenden Natur, der Natur, welche immer und immer wieder in der Ordnung – Ordnung schaffen muss.

So ist denn die Gefahr der grosse Widersacher der menschlichen Masslosigkeit. Masslos ist immer der, welcher zugleich viel Erfolg und wenig Herzensbildung hat. In Zeiten grossen Fortschritts gibt es ihrer besonders viele, sie beherrschen das Bild wie die Schmeissfliegen den Salat.

Wer Augen hat zu sehen, der erkennt bereits sehr deutlich, dass rings herum sich Gefahren wie noch nie zusammenballen gegen diese entsetzlich masslose, vom Fortschrittswahn profitierende und geistesgestörte Menschheit dieser Zeit. Am Ende allen falschen Fortschritts steht eine naturbedingte Katastrophe – das Richtschwert des Urstoffs – deren Grausamkeit gross sein kann – aber nicht grösser als diejenige, mit der der Mensch sich anmasste, die Natur zu verhöhnen, zu missbrauchen, quälen, schänden und schliesslich zu vernichten.

Nur die Gefahr ist es, welche die Menschen zur Räson bringt und wieder natürlich zu denken zwingt. „Not lehrt beten!” Beten aber ist nur sinnvoll, soweit es den geistigen Kontakt zur ethischen Ordnung allen Seins intensivieren hilft.

Ich kenne etliche Menschen, denen es stets eine innere Befriedigung war, gefährlich zu leben. Sie taten es ganz bewusst. Und dennoch waren sie im Ganzen ihres Lebens gesehen nicht mehr – sondern eher weniger gefährdet als andere. Wo also der Gefahr das Zufällige genommen wird, – ist sie viel weniger gefährlich. Das Gefährlichste an der Gefahr ist, dass man sie fürchtet.

Meine Alexandra frug einmal Hitler, ob er sich gar nicht fürchte, ermordet zu werden. Da sagte er: „Nein, Durchlaucht, gar nicht. Solange ich keine Angst kenne, kann mir nichts geschehen. Und Angst kenne ich nicht. Meine Welt – die Welt, in der ich lebe – wird nicht vom Zufall beherrscht, sondern von der Vorsehung." Tatsächlich blieb er ja auch am 20. Juli 1944 wie durch ein Wunder am Leben, während alle um ihn stehenden entweder sehr schwer verletzt oder tot waren. – Wenn ich mein Leben überdenke, dann stelle ich fest, dass ich sehr häufig besonderen Gefahren ausgesetzt gewesen bin. Viel, viel häufiger, als weitaus die meisten Menschen.

Beim Schwimmen bin ich schon mal zum dritten Mal untergegangen, so dass ich nur bewusstlos von meiner Alexandra gerettet werden konnte. Bekanntlich kommt man beim dritten Mal von selbst nicht mehr hoch. – Im Hochgebirge hatte ich mich in fast hoffnungsloser Weise verstiegen. – 1928 bin ich in dem ganz besonders kalten Winter fast totgefroren. Die dabei waren, wurden schwer krank. – Im gleichen Jahr gingen Alexandra und ich fast im Atlantik – nahe Devils Ho mit der „München" unter, weil das Schiff von einem treibenden Eisberg aufgeschlitzt wurde. Das sind nur einige von vielen ähnlichen Erlebnissen. Warum passierte gerade mir so vieles dieser Art? Warum kam ich stets gut dabei weg? Vielleicht sind die Gründe für uns überhaupt unerkennbar, denn die Ordnung bezieht sich ebenso in Ewigkeit nach diesem Leben – wie sie sich in Ewigkeit vor diesem Leben bezogen hat.

Und ausserdem: wie sie sich auf e i n Leben bezieht, berührt sie auch stets irgendwie ihre Beziehung zum Leben anderer. Man könnte sagen: jedes Leben ist irgendwie Zubehör jedes anderen Lebens. Wenn ich einen Menschen hasse, – hasse ich dadurch auch ein wenig mich selbst. Hasse ich aber einen mir sehr nahe stehenden Menschen, zum Beispiel meinen Vater oder meine Mutter, so hasse ich zugleich einen grossen, sehr wesentlichen Teil meiner selbst. Man mag daraus ersehen, wie töricht der Hass sein kann. Durch den Hass ist weitaus am meisten immer der Hassende selbst gefährdet, nur will er das nicht wahrhaben.

1932 entdeckte ich in letzter Minute vor einer grossen Fahrt, dass unbekannt gebliebene Täter alle vier Autoreifen angeschnitten hatten. Und zwar gerade so stark, dass wir uns in der ersten Kurve, in die wir mit besonders schnellem Tempo hineingefahren wären, unbedingt überschlagen mussten. Wenn dann alle vier Reifen auf einmal platzten, war für mich die Chance des Überlebens wahrscheinlich gleich null. Die Landstrassen der Rheinprovinz waren damals sehr befahren und relativ schlecht.

Kurze Zeit später schoss in Hangelar bei Bonn ein Kommunist auf mich, als ich langsam durch den Ort, an seinem Haus vorbeifuhr. Der Aufschlag der Kugel sass genau unter meinem Kopf auf der Tür meines Wagens. Der Mann hatte gut gezielt, nur eine Idee zu tief gehalten – vermutlich absichtlich, weil er von oben nach unten schoss.

Auch nur um wenige Zentimeter vorbeigeschossen hat 1946 jener amerikanische Wachtposten im Internierungslager Langwasser bei Nürnberg. Er rief mich zunächst vom Wachturm aus an, zielte aber gleich darauf schon und drückte ab. Entfernung höchstens 50 mtr. Die Kugel fehlte mich aber. Sie traf – einige Meter weiter – einen jungen SS-Mann ins Knie.

Keinem dieser drei völlig verschiedenen Attentäter hatte ich auch nur im Geringsten Böses angetan. Keinen von ihnen habe ich je gekannt. Es ist ausgeschlossen, dass auch nur eines dieser drei Attentate sich speziell gegen meine Person richtete. Sie gingen ja auch alle gut für mich aus. Sollten sie vielleicht lediglich den Täter belasten? Für mich blieben sie weiter nichts als Ausrufungszeichen in der Chronik meines Lebens. Und sie erinnerten mich an die grosse Ordnung, zu der ich vielleicht durch sie noch mehr Vertrauen haben sollte.

Diese drei – und ähnliche Fälle – haben mich oft an die folgende Aussage aus dem alten China erinnert – vielleicht sind sie mir darum geschehen – denn auf diese Weise haben sie zweifellos manch Wesentliches getan:

> „Würden die Menschen danach streben,
> sich selber zu vervollkommnen, statt
> die ganze Welt zu retten, selbst innerlich
> frei zu werden, statt die ganze Menschheit
> zu befreien – wieviel hätten sie getan zur
> wahrhaften Befreiung der ganzen Menschheit."

Sternstunden

Ich möchte sagen, dass es gerade das Ausserordentlichste ist im Leben, welches wir als die Krone der Ordnung bezeichnen sollten. Das sind jene relativ seltenen Fälle, welche als Prototypen des Zufalls gelten und tatsächlich ganz besonders zeigen, welch unglaubliches Ausmass die Verzahnung aller Schicksale erreichte. Ein Ausmass, das uns begreiflicherweise an Wunder glauben lässt, weil uns die Definition undenkbar erscheint.

Die drei jetzt zu schildernden Erlebnisse, mehr meinem politischen Leben zuzurechnen, sind vielleicht kaum weniger ausserordentlich, als dasjenige aus meinem privaten Leben – die Oelbermannsgeschichte – welche ich eingangs erzählte.

Ich zitiere zunächst aus meinem Buch VERDAMMTE PFLICHT UND SCHULDIGKEIT (Druffel-Verlag, Leoni a. Starnberger See):

„Dass ich nun zunächst in Göttingen studierte, war für mich selbstverständlich. Ich war sesshaft geworden und wollte mich der Heimat näher fühlen. Göttingen

galt als für das Land Schaumburg-Lippe zuständig, seitdem es im Schaumburgischen keine Universität mehr gab. Auch mein Vater hatte dort studiert.

- - - - - natürlich fuhren wir so oft wie möglich ins nahe Schaumburg-Lippe. Und daraus ergab sich eine Episode, die auch zum Bild jener Zeit gehört.

Es war manches anders geworden im Ländchen und die Berliner Politik warf auch hier ihre Schatten. In der Reichshauptstadt war man auf den Gedanken verfallen, Schaumburg-Lippe zum höheren Ruhm der schwarz-roten Regierung nach Preussen einzuverleiben.

Die Unternehmung war bereits weit gediehen, die marxistische Auffassung vom „Einheitsstaat" bot die ideologische Grundlage, – die meisten Landesparteien waren schon für das „rote Preussen" gewonnen.

Die einzige, grössere Partei, welche ihrem Programm gemäss föderalistisch hätte ausgerichtet sein sollen, war die Deutschnationale Volkspartei. Sie galt als die einzige konservative Partei. Aber auch hier war es den Berliner Unterhändlern mit der Zeit gelungen, die führenden Männer umzustimmen. Angesichts vermeintlicher materieller Vorteile für die Wirtschaft des Landes waren sie bereit, ideelle Beweggründe zu übersehen. Sie duldeten es, dass hinter den Kulissen bereits alle Vorkehrungen getroffen wurden. Um das Volk eines Tages vor vollendete Tatsachen zu stellen. Obwohl sich das Volk schon einmal gegen den Anschluss entschieden hatte. Die Schaumburg-Lipper hatten sich nämlich mehrfach ganz eindeutig für die Erhaltung der Selbständigkeit des Landes ausgesprochen. Aber es fehlte dieser Mehrheit ein Sprecher. Die gewählten Volksvertreter waren in dieser Frage nicht mehr die Repräsentanten des Wählerwillens; die Demokratie stand sich selbst im Wege. Und das alles, weil die mächtige, demokratische Republik Preussen den „Frei-

staat" Schaumburg-Lippe auf höchst undemokratische Weise schlucken wollte. Wohlgemerkt: die Selbständigkeit Schaumburg-Lippe's sollte nicht etwa der Einheit des Reiches geopfert werden, sondern nur der Stärkung eines Bundesstaates. Und nur, weil dieser Bundesstaat zur Zeit die Hochburg des Marxismus war. Nicht auf die Zahl der Wähler kam es an, wohl aber auf die Vertretung im damaligen Reichsrat, dem Parlament der Bundesstaaten. Da war nicht so sehr die Grösse des Staates wichtig, denn jeder hatte mindestens eine Stimme. Wenn das Experiment Schaumburg-Lippe geglückt war, dachte man in Berlin daran, mit Lippe, Braunschweig und Oldenburg ähnlich zu verfahren. Unser Ländchen war als Vorreiter und Versuchsobjekt der „kalten Liquidierung" gerade recht. Es war ein von marxistischer Seite wohl überlegtes Spiel, klug eingefädelt und schon weit gediehen.

Im Lande selbst waren die Möglichkeiten einer Gegenwirkung gering. Ausserhalb der Parteien gab es keine Organisation, auf die sie sich hätte stützen können. Viele sahen die Situation als hoffnungslos an. Auch in den Kreisen der „Heimattreuen" – der Anhänger also unserer bescheidenen Eigenstaatlichkeit – hörte man immer die Stimme der Resignation. „Es hat keinen Zweck mehr" – „Die sind uns doch überlegen" – „Die Vorteile, welche Berlin uns bietet, sind entscheidend." Ich hörte das und fand, dass keine Zeit mehr zu verlieren sei. Die Vorbereitungen der preussischen Regierung waren schon so weit gediehen. Viele Pöstchen wurden bereits auf dem Papier verteilt. Ich ärgerte mich, dass der Fürst – mein ältester Bruder – nicht als Verfechter der Selbständigkeit auftrat - - - - - Ich bat ihn brieflich dringend, sich einzuschalten. Trotz eingetretener persönlicher Spannung war ich selbstverständlich bereit, ihm zu helfen. Aber er reagierte nicht.

Angesichts dieser Enttäuschung hielt ich nach anderen Bundesgenossen Ausschau. Ich musste dafür sorgen, dass einflussreiche Politiker sich im Rahmen der Innenpolitik des Reiches für unsere Sache interessierten. Das war nicht leicht, denn Schaumburg-Lippe ist sehr klein. Ich wandte mich nach Bayern. Direkt an den Ministerpräsidenten Held. Der hatte die Bayerische Volkspartei hinter sich und diese würde sich vielleicht einsetzen, dachte ich. Es kam tatsächlich ein Briefwechsel zustande. Er wusste wohl nicht, dass sein revolutionärer Partner erst 22 Jahre alt war.

Ähnliche Korrespondenzen ergaben sich auch mit anderen namhaften Politikern, die ich für Föderalisten hielt. Aber ich musste bald einsehen, dass niemand ernstlich einzugreifen bereit war – der Föderalismus war jenen allen nichts als eine Tauschware zum Erwerb der politischen Macht durch Nutzung mehr oder minder separatistischer Bestrebungen, hinter denen nicht selten sogar das auf die Spaltung des Reiches bedachte Ausland sichtbar wurde. In diese Gesellschaft wollte ich auf gar keinen Fall.

Das Problem hatte mich inzwischen stark ergriffen. Teils aus Liebe zur alten Heimat. Teils aus jugendlichem Tatendrang und aus dem Gefühl, dass das Jahr 1918 blamabel gewesen sei und darum von Seiten meiner Familie, „unseres fürstlichen Hauses", irgendwie widerrufen werden müsse. Vor allem aus dem Gefühl der Empörung, dass es in einer Demokratie doch möglich sein müsse, dem Willen der Mehrheit auch dann zum Durchbruch zu verhelfen, wenn die dazu berufenen Parteien hinter verschlossenen Türen etwas anderes ausgehandelt hatten. „Das Verhalten der Parteien schien mir übelster Verrat an der Demokratie."

„Der erste, der mir beipflichtete, war der Göttinger Professor Kraus, bei dem ich Staats- und Völkerrecht

hörte. Er erscheint mir heute noch unter den vielen „Demokraten", denen ich im Laufe meines Lebens begegnete, als derjenige, der diese Geisteshaltung ernstlich durchdacht hat und bereit war, demgemäss zu handeln."

Sein Assistent war mein Vetter Prinz von Sachsen-Meiningen, der später im zweiten Weltkrieg fiel und dessen Tochter den Erben Kaiser Karl's von Österreich heiratete.

Von diesen beraten ging ich denn eines Tages nach meiner Repetitorstunde in den Verlag der Göttinger Tageszeitung und gab dort die Herstellung einer Broschüre, eines Flugblattes sowie eines sehr grossen Plakates in Auftrag. Die Texte hatte ich selbst verfasst, und die Aufmachung wünschte ich revolutionär unter der Parole: „Hände weg von Schaumburg-Lippe."

Der grosse Professor Kraus bat mich, zu erwägen, ob ich nicht gleichzeitig meinen Anspruch auf den schaumburg-lippischen Thron geltend machen wollte. Ich sei ein Kind gewesen 1918 und infolge Nichtbestellung eines Vormundes übergangen. Der einzige der Söhne des Regierenden Fürsten Georg,der nicht gefragt wurde. Die damals erwachsenen Prinzen hätten sich gegen den Verzicht ihres älteren Bruders auflehnen können. Ein jeder von ihnen hatte das Recht und die Möglichkeit dazu. Nicht einer machte auch nur den Versuch. Adolf, der älteste konnte nicht für das Kind mit abdanken, da er dann unbedingt aus einer Interessenkollision heraus zum Schaden eines unmündigen Kindes entschied. – Ich aber sagte dem Professor und seinem Assistenten, dass ich keinesfalls in diesem Augenblick die Frage der Monarchie ins Spiel führen dürfe – jetzt gehe es ausschliesslich um die Erhaltung der Eigenstaatlichkeit und nicht um die Staatsform. Wenn ich in dieser Beziehung mich zu einem derartigen Vorgehen hinreissen lassen würde, wäre die ganze Aktion gefährdet und das dürfe um des Volkes – und des Staates –

willen auf keinen Fall geschehen.

Noch ahnte in Schaumburg-Lippe niemand, was der Student in Göttingen auf eigene Faust inszenierte.

Einige Tage später aber, als alles fertig gedruckt war, fuhr ich gegen Abend westwärts nach Schaumburg-Lippe zu. Alexandra, meine Frau, und mein Fahrer waren dabei. Wir hatten einen grossen Stapel Flugblätter, viele Plakate, einen mächtigen Anstreicherpinsel und einen grossen Eimer Leim mit.

Alles vollzog sich nun nach einem wohl durchdachten Operationsplan. Es ging nicht wie sonst zunächst nach Bückeburg, sondern gleich mitten ins Land. Denn wir wollten möglichst lange unbekannt bleiben. Nahe einem Bahnübergang bei Kirchhorsten hielten wir zum ersten Mal an. Dort war eine weit sichtbare, grosse, fensterlose Hauswand. Niemals hatten Alexandra und ich ein Plakat angeklebt. Es war sehr dunkel und kalt in dieser Nacht. Fast - 15 Grad, sternenklar. Unsere Finger wurden klamm. Der Leim spritzte auf unsere Mäntel. Als wir das erste Plakat angebracht hatten, wussten wir, dass diese Nacht uns noch viel Arbeit bringen wird. Aber wir waren auch sehr stolz auf unsere Leistung und vom Hochgefühl umstürzender Taten erfüllt.

Wir fuhren von Dorf zu Dorf, hielten immer Ausschau nach einer passenden Wand, bepinselten dann schnell ein grosses Plakat und klebten es vorsichtig an.

Kamen Leute des Weges, so drückten wir ihnen Flugblätter in die Hand. Sie steckten sie ein, denn es war zu dunkel zum Lesen.

Einige Bauernfrauen allerdings, denen wir am Eingang des grossen Dorfes Meinsen begegneten und Flugblätter in die Hand drücken wollten, liefen schreiend davon. Sie hielten uns wohl für Gespenster.

Als wir nach Stadthagen, in die grösste Stadt des Landes kamen, ging ich in den Gasthof, dessen Besitzer namens Lorenz, der Präsident des Landes – also quasi der Amtsnachfolger meines Bruders war. Hier befand ich mich in der Zentrale der örtlichen SPD. Die Gaststube war noch gut besetzt. Obwohl es inzwischen wohl fast Mitternacht geworden sein mochte. Ich zog meine Mütze tief ins Gesicht und hatte den Pelzkragen hochgeklappt. So ging ich von Tisch zu Tisch und verteilte meine Flugblätter. Ohne ein Wort zu sagen.

Bevor ich das Lokal verliess, blieb ich noch einmal stehen und rief laut in den Raum hinein: „Gute Nacht – Schaumburg–Lipper!" Das machte einige Leute stutzig, ich sah es deutlich. Sie rückten zusammen und fingen an, die ihnen zu so später Stunde von dem Unbekannten überreichten Blätter zu studieren; auch die vorgedruckten Listen, in die sie sich eintragen sollten. Nun konnte kein Zweifel darüber bestehen, von wem das alles ausging und wer soeben noch mitten unter ihnen gewesen war. Es soll dann noch zu scharfen Diskussionen unter den Sozialdemokraten in der Wirtsstube gekommen sein.

„Eigentlich gehört der doch zu uns", sollen einige gesagt haben. Und einer hat bemerkt: „Der sieht seinem Grossvater Adolf Georg verdammt ähnlich – wenn er genau sonen Dickkopp hat, denn prost!" Wir aber setzten unsere nächtliche Fahrt fort bis der neue Tag anbrach und es hell wurde. Durchfroren kamen wir nach Hause. Schon nach wenigen Stunden zeigte sich, dass wir nicht umsonst unterwegs gewesen waren. Meine Aktion war das Gespräch bei allen Schaumburg-Lippern. Von zahllosen Wänden im ganzen Lande leuchteten ihnen die grossen Plakate entgegen. Die Flugblätter, die Broschüren und vor allem die Zeichnungslisten gingen von Hand zu Hand. Sofort meldeten sich freiwillige Helfer, an ihrer Spitze zwei angesehe-



Der Autor als Student in Göttingen (1928)



Prinz und Prinzessin Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe, in Hollywood, während der Aufnahme des Filmes „Madame Satin" mit dem sehr populären Hauptdarsteller Reginald Denny, – 1928 –

ne Bückeburger Kaufleute, Karl Harting und Eduard Rauter. Ich fuhr erneut durch Schaumburg-Lippe, um die Sammlung der Unterschriften zu organisieren. Man munkelte, dass mir von Seiten der Landesregierung der Aufenthalt in Schaumburg-Lippe untersagt werden solle. Die Verfassung jedoch bot keine Handhabe dazu. Was ich getan hatte und tat, war absolut legal und demokratisch. Meine Gegner hingegen hatten undemokratisch gehandelt, indem sie des Volkes Willen missachteten, der in einer Jahre zurückliegenden Abstimmung bereits klar und absolut eindeutig zum Ausdruck gebracht worden war.

So sammelten wir emsig die Unterschriften. Auch meine Brüder Wolrad, Stephan und Heinrich halfen mir dabei. Der älteste aber tat es nicht! Sein „Generalbevollmächtigter" liess in der schaumburg-lippischen Landeszeitung eine Notiz veröffentlichen, aus der hervorging, dass der Fürst mit den politischen Machenschaften seines jüngsten Brüders nichts zu tun habe. Ich aber hatte gleich zu Beginn meiner Aktion gerade meinem ältesten Bruder angeboten, ihm die Führung zu überlassen, denn ich war der Meinung, dass er wie keiner von uns dazu prädestiniert sein müsse.

Schon bald stand fest, dass wir die erforderliche Zahl von Unterschriften erreichen würden, und – nach einigen Wochen – bei der nächsten Tagung des schaumburg-lippischen Landtages im Regierungsgebäude zu Bückeburg konnte ich auch tatsächlich meine Listen vorlegen. Das Parlament musste sich entschliessen, den Vorgang als der Verfassung entsprechend anzuerkennen.

Die Alternative des Volksbegehrens lautete: entweder Volksentscheid über die Zukunft des Landes – oder aber Abbruch der Verhandlungen mit Preussen und diskussionslose Aufrechterhaltung der Eigenstaatlichkeit Schaumburg-Lippe's.

Landtag und Landesregierung wussten genau, dass die beabsichtigte Auflösung Schaumburg-Lippe's in einem Volksentscheid niemals gebilligt würde – darum wählte man den zweiten Weg; die Vereinigung mit Preussen wurde aufgegeben. Niemand konnte es mehr wagen, darüber hinter dem Rücken des Volkes mit Berlin zu verhandeln. Ein einziger Staatsbürger hatte sich gegen sämtliche Parteien des Landes – und für den Willen des Volkes durchgesetzt.

Als ich 1934 in Berlin gelegentlich einer Unterhaltung mit Hitler von meiner damaligen Aktion in Gegenwart von Dr. Goebbels und Reichsinnenminister Dr. Frick erzählte, sagte Hitler, dies sei ein „Husarenstück" gewesen, welches man würdigen müsse. Und ich sei einer der wenigen Menschen, die eine demokratische Gesinnung durch demokratische Tat bewiesen. Das sei ausserordentlich selten. Auch das müsse gewürdigt werden.

Er gab dann in meiner Anwesenheit dem Reichsinnenminister den Auftrag, dafür zu sorgen, dass die Eigenstaatlichkeit des Landes Schaumburg-Lippe – soweit dies ohne Beeinträchtigung der Reichsinteressen möglich sei – „für alle Zeiten" verfassungsrechtlich gesichert und garantiert werde.

Tatsächlich hat das Land Schaumburg–Lippe bis 1945 als solches existiert. Der Gauleiter von Westfalen-Nord war zugleich „Reichsstatthalter für Schaumburg-Lippe." Es gab bis zuletzt einen Landespräsidenten und eine eigene Landesverwaltung. Das kleine Bückeburg behielt traditionsgemäss seine Garnison und Schaumburg-Lippe war überall offiziell vertreten, wo es um die Interessen der Länder des Reiches ging.

Erst als der 2. Weltkrieg verloren war und die Sieger Deutschland besetzt hielten, wurde Schaumburg-Lippe – ohne Volksbefragung – dem bei der Liquidierung

Preussens geschaffenen, niemals früher existenten Lande Niedersachsen auf Weisung der britischen Besatzungsmacht einverleibt und damit seiner Souveränität verlustig erklärt. Dieses Verfahren dürfte weder demokratisch gewesen sein, noch der von der Bundesregierung anerkannten Reichsverfassung entsprochen haben. Den Ländern Oldenburg und Braunschweig erging es ähnlich. Niedersachsen als Staat hatte keine deutsche Tradition und darauf kam es wohl an. Ohne die Annektion dieser drei Länder wäre der frischgebackene Staat Niedersachsen nichts anderes gewesen, als die lediglich umfirmierte preussische Provinz Hannover, in der aus einem Rest von Preussentum ein neues Reich hätte entstehen können.

Als das geschah, war ich Gefangener der Amerikaner und daher ohne Kenntnis der Vorgänge. Niemand hatte den Mut, in der Demokratie demokratisch zu handeln und das grundlegendste der demokratischen Rechte – dasjenige auf Selbstbestimmung des Volkes – zu vertreten. Obwohl die Verfassung einem jedem Staatsbürger das Recht dazu gab. Die Verwirrung der Geister, geschürt von der Feigheit vor dem Feinde, ging sogar so weit, dass bestimmte Kreise die Stunde der äussersten Not des deutschen Vaterlandes nutzten, um antipreussische und gegen den Reichsgedanken gerichtete, separatistische Forderungen zu stellen. Es war grausam,ansehen zu müssen, wie entsetzlich traditions- und damit ehrlos manche Deutsche den Siegern nachliefen – bis sie die berechtigte Verachtung von jenen zu spüren bekamen.

*

Nicht allzu lange nach dem durch Hitler vollzogenen Willen der grossen Mehrheit des österreichischen Volkes – dem Anschluss „Deutsch-Österreichs" an das Deutsche Reich - - - erschien plötzlich bei mir in der Auslandsabteilung des Reichspropagandaministeriums zu Berlin ein mir bekannter Herr Siegel und erklärte, sehr erregt, dass die Vorarlberger SA im Begriff stünde, das Fürstentum Liechtenstein über Nacht zu besetzen und dem Deutschen Reich einzuverleiben. Er wisse das ganz genau und sei entsetzt. Ich müsse sofort etwas unternehmen, auch wenn das sicherlich mit meiner Zuständigkeit nichts zu tun habe. Er sagte „ich gehe nicht zu den „Zuständigen", denn sie sind eben zuständig und sonst nichts." Er traute sich das nur zu mir zu sagen, ich sei seine einzige Hoffnung.

Wenn dieser Mann mir das sagte, dann stand für mich fest, dass die Voralberger Kameraden tatsächlich provoziert worden waren, sich solch einem Wahnsinn zu verschreiben. Ich war also empört und verlangte mit allem nur möglichen Nachdruck eine sofortige Audienz beim Minister. Das war nur in Fällen besonderer Bedeutung möglich. Um diese besondere Bedeutung nachzuweisen, musste ich sie aber entweder irgendeinem Beamten des Ministerbüros anvertrauen, – und somit also ihm überlassen, ob er mir den Soforttermin beim Minister besorgt - - - oder aber das Ministerbüro belügen. Ich entschied mich für Letzteres. Es funktionierte. Zwei Stunden später war ich beim Minister. Ich berichtete und bat Dr. Goebbels dringend, gleich zum Führer zu gehen. Goebbels tobte und ging auch tatsächlich kurze Zeit später schon in die Reichskanzlei zu Hitler. Er sprach mit Hitler und dieser ordnete an, dass sofort die Grenze nach Liechtenstein gesperrt und die Vorarlberger SA überwacht wird. Hitler nannte das Vorhaben der Vorarlberger „einen katastrophalen Blödsinn und eine Diszi-

plinlosigkeit sondergleichen". Er sagte: „Die Leute haben scheinbar keine Ahnung, was Nationalsozialismus bedeutet, die halten uns für Gangster!"

Es passierte dann auch nichts, das Fürstentum blieb unangetastet. Dann bat ich den Führer, den regierenden Fürsten von Liechtenstein offiziell zu einem Staatsbesuch einzuladen und mit höchsten Ehren zu empfangen. Dies geschah auch und zwar so bald wie möglich. Der einzige Beteiligte, der nicht zu den Empfängen anlässlich des Staatsbesuches eingeladen wurde von der Reichsregierung – das war ich. Den Fürsten, den ich gerettet hatte – und von dem ich auch sofort mit dem höchsten Liechtenstein'schen Orden ausgezeichnet wurde – lernte ich dadurch nicht kennen.

Zuständig dafür war der Reichsaussenminister – aber nur zuständig. War das ein Zufall?

*

Es muss wohl 1938 gewesen sein. Da waren brave Bürger und gute Patrioten Islands in Berlin. Island hatte sich damals zum Ziele gesetzt, ein in jeder Hinsicht freies und selbständiges Königreich zu werden. Bisher gehörte es in Personalunion zu Dänemark. Mein Patenonkel, König Christian von Dänemark, war zugleich auch König von Island. Diese Personalunion war beendet worden. Die Isländer, obwohl zu einem grossen Teil Sozialisten, wollten nun einen eigenen König. Jedenfalls sehr viele von ihnen. Dieser sollte jung sein, aus einem regierenden Hause oder ehemals regierendem Hause stammen – und einen Sohn haben. Die Auswahl war sicher in Deutschland am grössten. – Ich wusste von alledem nichts, bis ich eines Tages im Ministerium gefragt wurde, ob ich grundsätzlich bereit sei, ein entsprechendes Angebot zu akzep-

tieren. Ich wurde von Isländern gefragt, besonders netten, angesehenen Menschen.

Ich war sehr überrascht, bat mir Bedenkzeit aus und diese wurde mir genehmigt. Die Isländer warteten in Berlin.

Alexandra und ich lasen, in aller Eile, was wir nur an gutem Schrifttum über Island in die Hände bekommen konnten. Wir suchten Verbindung zu Menschen, die Island gut kannten. Und wir grübelten darüber nach, ob wir wirklich fähig sein würden und in der Lage, uns dermassen umzustellen.

Zunächst hatten wir allerlei Bedenken. Wir wussten, es liegt nicht allzu weit südlich des Polarkreises. Wir wussten, dass es die grösste Insel Europas ist. 140 000 Einwohner zählt und 102 819 qkm gross ist. Wir hatten aber nicht gewusst, dass Islands Berge bis zu 1000 mtr. hoch sind, dass ein immerhin erheblicher Teil der Insel vergletschert ist, dass ungefähr ein Drittel der Einwohner in Reykjavik lebt, der Hauptstadt, und der Rest sich fast nur auf den Küstenstreifen verteilt. Und dass es interessanterweise in Island verhältnismässig viele Schaumburg-Lipper gibt, welche sich als Seeleute dort niederliessen.

Je mehr wir uns mit diesem Gedanken beschäftigten, umso lieber stimmten wir zu. Allerdings unter gewissen Bedingungen. Und so kam es, dass ich eines Tages den Isländern aus ehrlichster Überzeugung sagen konnte: – ja, ich bin bereit. Wir sind bereit,die Krone anzunehmen und zu kommen. Vorausgesetzt, dass wir während der Wintermonate längere Zeit nach Süden dürfen, ich aus dem deutschen Staatsverband entlassen werde und mein Staatsoberhaupt – Adolf Hitler – mir die Genehmigung erteilt.

Natürlich hatte ich durch meine Studien auch erfah-

ren, welch erhebliche Bedeutung diese Insel hat und wahrscheinlich in Zukunft in erhöhtem Masse haben wird. Nördlich England vorgelagert ist sie geradezu der ideale Stützpunkt, sowohl für die Streitkräfte der UdSSR, wie diejenigen der USA.

Ich schrieb nun also – nachdem ich mich zuvor bei den erfahrendsten Stellen genau erkundigt hatte – einen förmlichen Antrag. Darin stand, dass der Oberregierungsrat Prinz Friedrich Christian zu Schaumburg-Lippe, zur Zeit im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda zu Berlin, um die Genehmigung bittet, aus dem Reichsdienst als Beamter ausscheiden und das an ihn gerichtete Angebot von autorisierter, isländischer Seite – die Krone Islands betreffend – akzeptieren zu dürfen.

Diese Eingabe ging auf dem vorgeschriebenen Dienstweg über den Abteilungsleiter und dann den Staatssekretär „an den Herrn Minister" „zwecks Vorlage" beim Reichsminister des Auswärtigen und „zur Entscheidung an den Führer und Reichskanzler".

Kaum hatte Dr. Goebbels davon Kenntnis erhalten – Abteilungsleiter und Staatssekretär hatten bereits unterzeichnet – da lud er mich und Alexandra zu sich draussen nach Lanke zum Abendessen ein.

Lanke war ursprünglich ein reizendes Blockhaus mit etwas Grund, das er vom Gau Berlin der NSDAP zu seinem zehnjährigen Gauleiterjubiläum geschenkt bekommen hatte. Es lag cirka 30 klm nördlich von Berlin, auf dem Wege zu Hermann Görings bekanntem Besitz Schorfheide, den ich niemals zu sehen bekam. – Rings um Lanke waren ausgedehnte Kiefernwälder und direkt vor dem Haus war ein entzückender, kleiner, sehr malerischer See. – Aber das ganze Lanke war nicht sein Privatbesitz, sondern Reichseigentum.

Ich bin sehr häufig, auch über Nacht in Lanke gewesen, nicht nur, wenn ich dort Dienst hatte. Alexandra wurde nur dann mit mir eingeladen, wenn auch Frau Goebbels dort war. Lediglich an diesem Abend waren wir zusammen dort, obwohl Frau Goebbels fehlte. Wir sassen nach dem Abendessen – wie er es sehr gern tat – im Blockhaus am offenen Kamin. Er selbst legte mit spitzen Fingern und recht ungeschickt die grossen Holzscheite ins Feuer. Etwas Wein – und einige Curacao's danach – das liebte er. – Wie nicht anders zu erwarten, beschäftigte ihn meine Königsfrage sehr und es war amüsant zu sehen, wie er darauf reagierte. Offenbar freute er sich wie ein Kind darüber, dass einem Beamten seines Ministeriums solche Chance geboten wurde. Er versuchte somit die ganze Angelegenheit irgendwie auf sich zu beziehen. Er war nicht nur einverstanden, er war sehr interessiert daran, dass es zustande kam. Selbstverständlich hatte er als Minister zuvor die erforderlichen Recherchen anstellen lassen, um nicht dem Führer etwas vorzulegen, was nicht genügend nachgeprüft und erwiesen war.

„Sie müssen dann ganz und gar Isländer werden, – können nicht als Deutscher Islands König sein – ist Ihnen das klar", sagte er. Er meinte, das werde mir zunächst jedenfalls keineswegs leicht fallen.

Als die Angelegenheit zur Genüge besprochen war, schüttete er stundenlang seine Witze über uns aus.

„Prinz Schaumburg, haben Sie schon Ihre erste Thronrede verfasst? Wäre es nicht ein fairer Akt der Menschlichkeit, jenem armen, gutgläubigem Volk endlich mitzuteilen, wer Sie eigentlich sind? - - - Brauchen Sie nicht einen Propagandaminister - - - vielleicht mich - - - man sagt, ich verstünde etwas von der Materie - - - oder sind Sie selbst Ihre beste Propaganda? – Was glauben Sie,

was Hitler für ein Gesicht macht, wenn ich ihm sage, dass ich zu Ihnen gehe?

Aber Spass beiseite, es wäre gar nicht so übel - - - ich würde gern einmal der Welt beweisen, was man wirklich tun kann. Muss das herrlich sein, wenn einem nicht immer andere – „Dichter und Denker" – dazwischen reden!

Hören Sie, in Island sagen wir aber kein Wort vom Nationalsozialismus. Kommt nicht in Frage! Ist ja egal, wie man es nennt. – Als Handelsminister rate ich Ihnen einen Juden zu nehmen." –

Dr. Goebbels gab meine Eingabe befürwortend weiter. Zuständigkeitshalber zunächst an den Reichminister des Auswärtigen.

Wir warteten wochenlang, Monate – und dann überraschte uns der Krieg.

Als ich viel später Dr. Goebbels darauf ansprach und mich erkundigte, warum wohl Ribbentrop diese Angelegenheit unterschlagen habe, sagte er mir: „Weil er immer ein Provisionsvertreter bleiben wird." Ich nahm das nicht so ernst, denn ich wusste, dass die sich hassten. Tatsächlich war der Reichsaussenminister nicht berechtigt, dem Führer die Sache vorzuenthalten.

Nach dem Krieg – ich war damals bei den Amerikanern als Kriegsgefangener inhaftiert – wurde ich einmal nur zu der Frage Island verhört. Ich stand Vernehmern gegenüber, die ich nie zuvor erlebte und auch in späteren Verhören nicht wiedersah. Es müssen Spezialisten für die zu besprechende Angelegenheit gewesen sein. Vielleicht von der amerikanischen Abwehr und aus der Diplomatie. Sie waren auffallend korrekt und höflich, gut erzogene Leute.

Sie wussten offenbar sehr genau über die ganze Angelegenheit Bescheid. Zumal die Amerikaner während des Krieges Island besetzt hielten, hatten sie jede Gelegenheit, alle diesbezüglichen Vorgänge zu kontrollieren. Auch die Akten des deutschen Auswärtigen Amtes waren ihnen ja nach der Kapitulation übergeben worden.

Sie wussten, welche Isländer in Berlin gewesen waren. Sie wussten, dass ich mehrere Wochen brauchte, mich zu entschliessen, und sie wussten auch, dass Ribbentrop die Sache liegen liess und der Führer darum nichts erfuhr – jedenfalls nicht offiziell.

Die Amerikaner stellten an mich schliesslich eine einzige, ganz präzise Frage: „Wären Sie heute noch bereit, es zu tun?" – Ich antwortete: „Ja!" – Nun war ich äusserst gespannt, welche Folgen das für mich haben würde. Da sagten sie: „Die Vereinigten Staaten hätten nichts dagegen!"

Und damit war die Vernehmung beendet.

Island ist aus wirtschaftlichen und vor allem strategischen Gründen heute viel wichtiger als damals.

Wahrscheinlich ist in dieser Angelegenheit sehr vieles geschehen, von dem ich nie erfuhr und nie erfahren werde.

Eine deutsche Zeitung berichtete darüber nach dem Kriege unter der Überschrift: „Ein einzigartiger Fall von Wiedergutmachung." Es war ein Vorschlag, aus dem aber nichts wurde.

Wenn man die Zusammenhänge wüsste, würde man gewiss nicht von Zufall sprechen können. Den Amerikanern waren sie bekannt – und sie hatten nichts dagegen.

Der Zufall war ihnen sehr bequem

Es ist sehr interessant festzustellen, wie der Zufall durch alle Zeiten – bei den verschiedensten Völkern – in fast allen Philosophien und Religionen, sich mehr oder weniger als solcher zu behaupten vermochte. Stets bewährte er sich als der Papierkorb der Unerklärlichkeiten, der ewigen Fragezeichen. Und was man nicht erklären kann, das sieht man als den Zufall an.

Friedrich Engels, der bekannte deutsche Sozialist, schrieb in seinem Aufsatz „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie" unter anderem hierzu:

„So führen die Zusammenstösse der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen auf geschichtlichem Gebiet einen Zustand herbei, der ganz dem in der bewusstlosen Natur herrschenden analog ist. Die Zwecke der Handlungen sind gewollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt, oder soweit sie dem gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schliesslich ganz andere als

die gewollten Folgen. Die geschichtlichen Ereignisse erscheinen so im ganzen und grossen ebenfalls als von der Zufälligkeit beherrscht. Wo aber auf der Oberfläche der Zufall sein Spiel treibt, da wird er stets durch innere verborgene Gesetze beherrscht, und es kommt nur darauf an, diese Gesetze zu entdecken."

Es bleibt also nur noch die grosse Frage: was sind das für Gesetze, welche den Zufall beherrschen und somit den Zufall nicht mehr Zufall seien lassen? – Es können nur Naturgesetze sein, Engels sagt es selbst an anderer Stelle. Aber er spricht von Leidenschaften, Ehrgeiz, Begeisterung für Wahrheit und Recht – statt auch deren Ursache, nämlich die durch Herkommen, Geburtsbedingungen und Umwelt bestimmte Veranlagung und Charakter zu nennen.

Wo eine Ordnung ist, da müssen wir auch einen Sinn, also ein Bewusstsein vermuten. Ordnung ist doch das Geordnete und kein Zustand aus sich heraus. Die Natur aber ist in alle nur denkbaren Richtungen von Raum und Zeit geradezu unheimlich geordnet. Und auch in jene Dimensionen, welche uns Menschen nicht erkennbar sind bis heute, und vielleicht niemals erkennbar sein sollen.

Wir brauchen nur an den menschlichen Körper zu denken, den wir am ehesten kennen sollten. Wie entsetzlich unwissend kommen mir zum Beispiel jene Wissenschaftler vor, welche ernsthaft der Meinung sind, der Menschheit durch künstlich erzeugte Menschen helfen zu können. Kommt das nicht der Vorbereitung eines grauenhaften Verbrechens gegen die Menschlichkeit gleich?

Friedrich Engels war gewiss auf dem richtigen Wege, als er schrieb: „Wo aber auf der Oberfläche der Zufall sein Spiel treibt, da wird er stets durch innere verborgene Gesetze beherrscht." Was hinderte aber diesen Mann, die letzte Konsequenz zu ziehen – die Natur selbst als Begründung anzuerkennen?

Er war letzten Endes eben doch kein Sozialist, sondern ein Marxist. Und das Prinzip der natürlichen Ordnung allen Seins verträgt sich mit vielen marxistischen Grundsätzen nicht – und zwar gerade mit jenen nicht, welche wir in besonderem Masse sozialistisch nennen.

Ihn hinderte vor allem die Überbewertung der Materie und die damit gekoppelte Ablehnung der Ideale. Beides passt nicht in die Ordnung allen Seins.

Hätte ein Mann wie Engels den Mut zur letzten Konsequenz aufgebracht, dann würde er die ewige Ordnung der Natur im Ganzen und bedingungslos erkannt – und anerkannt haben. Bedingungslos hiess – unter anderem – nicht allein für eine Klasse, sondern für alle. Nicht nur für alle Menschen, sondern für alles Leben überhaupt! – Dann konnte niemand mehr von der Gleichheit aller Menschen sprechen, welche ein Phantom ist und dazu noch ein sehr verhängnisvolles. Dann blieb nichts übrig von dem Idol Klassenkampf – von der Schwärmerei für das Proletariat und dem Kampf gegen die Ideale. Hätte Friedrich Engels das anerkannt und entsprechend weitere Konsequenzen gezogen, so wäre wahrscheinlich aus der deutschen Arbeiterbewegung ganz etwas anderes geworden. Mit der Natur im Bunde wäre er unwiderlegbar gewesen. Die gesamte Politik wäre anders geworden, sie hätte sich nicht im Negativen festgelaufen – sondern hätte zu einer wirklichen, nämlich positiven Revolution geführt, und ein wahrer Sozialismus hätte den zum Aufbruch einer neuen Zeit, besseren Gesellschaftsordnung und gesünderem Leben geführt. Die gewaltige Revolution des 20. Jahrhunderts wäre von Deutschland ausgegangen, einem der höchstentwickeltsten Völker der Erde und sie hätte nicht nötig gehabt, einen eigenen Imperialismus zu entwickeln.

Aber auch Engels konnte nicht anders handeln, Was er tat, entsprach seinen eigenen Voraussetzungen.

Diese waren zum grossen Teil typisch deutsche. Im Unterschied zu Karl Marx, der sich darum auch ebenso gut in England entwickeln konnte, und Lenin in der Schweiz. Die führendsten Marxisten haben sich interessanterweise alle nicht bei ihren eigenen Völkern entwickelt, sondern in der Emigration.

Wenn wir schon soweit gehen, können wir nicht umhin, auch die Gedanken als Konsequenzen des Herkommens, Charakters und des ganzen Erbgutes, sowie der Umwelteinflüsse zu werten. Warum sollten nicht die feinsten und wichtigsten menschlichen Reaktionen Reflexe gewisser Kräfte sein, welche die Ordnung des Ganzen bestimmen? Sind aber die Gedanken einbezogen in die Ordnung – schon allein darum,weil es kein Nichts ausserhalb der Ordnung geben kann – dann sind sie aller Zufälligkeit entzogen. Und dann gilt automatisch das Gleiche von dem Willen, den die Gedanken auslösen.

Da das menschliche Gehirn offenbar aber nicht nur sendet, sondern auch empfängt, sind unsere Gedanken – und dann auch unser Wille – irgendwie beeinflusst von den Gedanken und dem Willen anderer Menschen. Dies hätte zur Folge, dass jeder Gedanke jedes Menschen auch etwas teil hat an den Gedanken – und dem Willen – der anderen Menschen. Und wenn auch nur im minimalsten Umfange.

Ich kann nicht mehr zählen, in wieviel Versammlungen ich der Redner gewesen bin. Im Verlauf von zweiundzwanzig Jahren. Dass es mehr als 3000 waren, steht wohl fest. Ausserdem habe ich aber auch sehr häufig bei gesellschaftlichen Veranstaltungen verschiedenster Art, bei Hochzeiten, Beisetzungsfeierlichkeiten, Besichtigungen, Einweihungen und Jubiläen das Wort zu ergreifen gehabt. Manchmal sogar in englischer Sprache.

Gerade letzteres war für mich sehr interessant, im Zusammenhang mit dem Thema dieses Buches, denn ich er-

fuhr, dass die andere Sprache weit mehr als eine Übersetzung ist, wenn sie entsprechend wirken soll. Und damit scheint mir bewiesen, dass eine Sprache auch weit mehr ist, als lediglich ein Mittel der Verständigung.

Die gute Rede ist für den Redner wie den Hörer Erlebnis, verpflichtendes Erlebnis – wenn sie eben wirklich eine Rede ist.

Eine gelesene Rede ist keine Rede, sondern ein Vortrag. Schon deswegen, weil niemand – ausser dem Redner – weiss, ob sie tatsächlich vom Redner stammt oder von diesem nur „bestellt" wurde.

Ich kann mich sehr wohl jenes Hohngelächters im Kreise Hitlers erinnern, als im Sommer 1934 bekannt wurde, dass die berühmt gewordene „Widerstandsrede des Vizekanzlers Franz von Papen", welche dieser in Marburg gehalten hatte, gar nicht von ihm war, sondern gegen Kasse von Edgar Jung verfasst wurde.

Als der Führer des Grossdeutschen Reiches selbst dazu überging, seine grossen Reden aus Gründen der Sicherheit des Staates niederzuschreiben und dann vorzutragen, verlor er als Redner sehr bald an Durchschlagkraft. – Mussolini tat das nicht, er sprach lieber nur einige wenige Sätze – aber diese waren unerhört wirkungsvoll. Caesar, sowohl wie Napoleon Bonaparte taten das Gleiche. – Unter den vielen, als Redner sehr tätigen Politikern des heutigen Deutschlands könnte ich nicht einen wirklichen Redner nennen. Sie verstehen bestenfalls zu streiten, es fehlt ihnen aber die innere Kraft des Glaubens an Volk und Vaterland.

Das Problem des wirklichen Redners ist das Problem der Persönlichkeit. Das gerade aber will man heute nicht hören. Auch in diesem Zusammenhang stellen wir die Auswirkung des marxistischen Materialismus fest, dem die Liberalen ebenso erlegen sind wie die Christ-Demo-

kraten. – Der Redner von heute versteckt sich hinter der Sachlichkeit, die er darum für entscheidend hält – auch die wirklichen Redner wollen nicht unsachlich sein, aber sie wissen von der höheren Bedeutung der Ideale – und dass ein Gehirn nicht funktionieren kann, wenn es nicht vom Herzen her mit Blut versorgt wird!

Durch den sogenannten Fortschritt werden die Redner immer mehr zu Sprechmaschinen. Alles an ihnen ist einstudiert und errechnet. Bis in die lächerlichsten Lebensgewohnheiten hinein. Aus der Aufklärung des Volkes ist auf dem Umweg über eine falschverstandene Propaganda eine raffinierte Täuschung geworden, welche im eklatanten Volksbetrug enden wird, wenn das so weiter geht. – Die Scheinheiligkeit ist eine Zwillingsschwester des Kapitalismus! –

Welche Rundfunk- und Fernsehgesellschaft traut sich denn noch, einen Politiker vollkommen frei sprechen zu lassen? Er könnte doch mit wenigen Sätzen das ganze „Establishment" über den Haufen werfen! Glauben Sie, dass das englische Fernsehen dem einstigen Reichsjugendführer eine auffallend lange Zeit für ein Interview eingeräumt hätte, wenn man hätte befürchten müssen, dass dieser Herr die Gelegenheit wahrnimmt, auch nur einen entscheidenden Satz für sein Volk zu sagen? Heutzutage lässt man häufig die Menschen wegen dem sprechen, was sie verschweigen.

Das ist doch alles kein Zufall, sondern die ganz logische Folge einer klar zu übersehenden Entwicklung, welche als solche ja auch – unter falschen Vorzeichen – reichlich gepriesen wird.

Dennoch halten jetzt noch die weitaus meisten Menschen all diese Schattenseiten unserer Zivilisation für mehr oder weniger zufällig. Und sie klammern sich an dieses Zufällige, weil sie fürchten, sonst Stellung zu neh-

men, vielleicht sogar Verantwortung tragen zu müssen. Und das könnte etwas kosten, ihrem hochgepriesenen und doch so trügerischen Lebensstandard Abbruch tun. Dem Lebensstandard nämlich, der überhaupt aufhört, wenn die Entwicklung ins Unnatürliche, ins Widernatürliche, so weiter fortschreitet wie bisher.

Wie sonst sollten wir verstehen, dass sich unser Volk mit all dieser Anonymität abfindet – mit einer alles in allem letzthin lebenszerstörenden Lebensweise.

Als ich Redner wurde, da war es ganz selbstverständlich, dass man frei redet, ohne Konzept, aus dem Augenblick heraus und jederzeit bereit, Angriffe zu parieren. „So wie einem der Schnabel gewachsen ist", pflegten wir zu sagen. Das war die Sprache des Volkes und sie hatte den grossen Vorzug, dass wir vom schaffenden Volk besser verstanden wurden, als von den Intellektuellen und den sogenannten „oberen Zehntausend".

Warum wurde sie denn so viel besser verstanden – weil sie menschlicher war, natürlicher. Sie war nicht geeignet,verschnörkelte, fremdartige und daher nach fremden Sprachen und Sitten tendierende Worte zu benutzen, hatte das gar nicht nötig. Denn auch die Gedanken, denen sie diente, waren so einfach, so klar und natürlich. Da war, weiss Gott, nichts „zufälliges" drin, weder im Sprechen, noch im Verstehen. Wer kämpft denn heute noch mit offenem Visier? Gerade das aber führte mich sehr oft mit Menschen ganz anderer Einstellung so zusammen, dass wir uns bald als Deutsche fanden. Wer verstand denn immer die reinste, klarste und ehrlichste Sprache am besten? Es waren diejenigen, welche durch übermässiges Wissen nicht verbildet waren. Diejenigen, denen das Herz immer noch mehr bedeutete als das Hirn. Diejenigen, welche sich ihre Ideale nicht abkaufen oder rauben liessen. Die mitten im arbeitsreichen Leben stehen

und sich der Natur verbunden fühlen. Arbeiter, Bauern und Soldaten.

In den eigenen Kreisen bin ich wohl relativ am wenigsten verstanden worden. Aber nur aus ihnen hatte ich mit Angriffen zu rechnen, seit nunmehr fünfzig Jahren!

Das war alles kein Zufall. Aber das alles hat sehr viel beigetragen zu meiner eigenen Entwicklung. Ich musste herauswachsen aus jenen Kreisen – und ihren Vorstellungen – welche der Vergangenheit zu sehr verhaftet waren und daher unfähig, der grossen Ordnung sich einzu„ordnen". Die Ordnung der Natur ist nämlich keine starre, sondern eine lebendige Ordnung. Um in ihr zu bleiben, seine Aufgaben zu erfüllen, muss man kämpfen – sein „Ich" regenerieren – und zwar ständig. Mein Leben hat es mir immer wieder von Neuem gezeigt, dass ich ein evolutionärer Mensch sein muss. Alles deutet darauf hin, von Geburt an.

Darum, nicht um irgendeiner Partei wegen, war es vor, während und nach dem Krieg so wichtig, dass ich als Redner meinen Mann stehe. Ich tat es nie für eine Organisation, sondern ausschliesslich für mein Volk, und zwar in seiner Gesamtheit. Nur wenn ich es ganz bewusst auch für meine Gegner tat, konnte ich selbst mich dadurch vervollkommnen. Und das wiederum war ich meinem Volke schuldig. – Umso mehr war ich freudig überrascht – und zwar immer, immer wieder – durch das Verständnis, vor allem der Arbeiter. Dadurch wurde das Unverständnis der „eigenen Kreise" mehr als reichlich ausgeglichen.

War ich doch nicht allein. Oft schon hatte ich – wie dieses Büchlein Ihnen vielleicht beweist – in wirklich eklatanter Weise erfahren, dass ich von einer mir noch unbekannten, aber geahnten Macht behütet werde. Ich hätte, wie mein grosser Freund Napoleon Bonaparte, sagen können: „Ich fühle mich zu einem Ziel gedrängt, das ich

selbst nicht kenne!"

Ich weiss endlich, dass wir die grosse Ordnung nicht nur erkennen, sondern uns ihr auch beugen müssen. Mereschkowskij schreibt in seinem NAPOLEON: „Um das Schicksal durch den menschlichen Willen, die Politik zu ersetzen, muss der Mensch sich gegen das Schicksal auflehnen. Sobald Napoleon diesen Gedanken gefasst hatte, begann sein Abstieg: das Schicksal erhöhte ihn, da er demütig war; als er sich auflehnte, stiess es ihn hinab."

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei Mereschkowskij's NAPOLEON:

„Ich war niemals Herr meiner eigenen Regungen; ich war niemals in Wirklichkeit ich selbst . . . ich wurde stets von den Umständen geleitet, und zwar in so hohem Masse, dass ich zu Beginn meines Aufstieges, während des Konsulates, meinen nächsten Freunden, meinen aufrichtigen Anhängern, auf ihre Frage, was ich vorhabe, wohin ich gehe, die sie in bester Absicht stellten, um zu wissen, was sie tun sollten, jedesmal antworten musste, dass ich das selbst nicht wüsste. Sie waren erstaunt. Nahmen es mir vielleicht übel, indes sagte ich ihnen die volle Wahrheit . . . Und später, während des Kaiserreiches, las ich auf vielen Gesichtern dieselbe stumme Frage und hätte dieselbe Antwort darauf geben können. Das lag daran, dass ich nicht Herr meiner Handlungen war, weil ich nicht die Unvernunft besass, die Umstände unter mein System zu beugen; im Gegenteil, ich passte das System den Umständen an; das verlieh mir oft den Schein von Unbeständigkeit und Inkonsequenz, die mir denn auch vorgeworfen wurde. Ist es aber gerecht? - - - Was ich will, wohin ich gehe – das weiss ich selbst nicht." - - -
Und Goethe sagte über Napoleon, den klügsten der Menschen: „Napoleon lebte ganz in der Idee – konnte sie aber mit seinem Bewusstsein nicht erfassen." Ist das nicht

die vielleicht prägnanteste Eigenschaft aller wirklich genialen Menschen? Hören wir Napoleon nochmals über sich selbst:

„Ich habe keinen Willen. Je grösser ein Mensch ist, umso weniger Willen braucht er zu haben: er hängt ganz und gar von den Ereignissen und Umständen ab. Plus on est grand, et moins on doit avoir de volonté."

Als Roederer in den Tuillerien, also ganz zu Anfang, Napoleon zum ersten Mal sah, da sagte Roederer zu Napoleon: „Wie traurig ist es hier, General!" Und Napoleon antwortete: „Ja, traurig – wie die Grösse – !"

Ich habe Napoleon als Beispiel angeführt, weil er nicht mehr so umstritten ist wie die grössten Menschen unserer Zeit. Sie haben sich aber ganz ähnlich geäussert. Alle jene, welche hoch aus der Masse herausragten – im Verlauf der Jahrtausende – haben sich als Instrumente des Schicksals gefühlt. Als Teile einer grossen Ordnung. Ich bin der Überzeugung, dass sie nur deshalb die nötige Ruhe und Ausdauer hatten, welche beide aus der Geborgenheit in der Ordnung kommen. Aus dem naturgegebenen, ethischen Gesetz allen Seins, welches zugleich unsere Aufgabe und unseren Segen beinhaltet.

Das Schicksal der Grossen ist und bleibt immer für uns so sehr interessant, weil es uns – wie durch ein gewaltiges Vergrösserungsglas – zeigt, was auch das Leben jedes einzelnen Menschen betrifft. Jeder von uns kann nämlich immer wieder in seinem Leben Situationen feststellen, welche ganz gewiss gar nichts mit Zufall zu tun haben, sondern nur als ein Teil der Ordnung dieser Welt anzusprechen sind. Mir ist das gerade als Redner besonders häufig aufgefallen, weil ich dadurch in besonderem Masse zu vielen Menschen verschiedenster Art Verbindung bekam.

Ich habe sehr oft im Verlaufe einer grossen Rede plötz-

lich das fast unheimliche Gefühl gehabt, der Sprecher einer mir unbekannten Macht zu sein. Das Werkzeug einer Ordnung, der wir alle angehören und daher allein schon dienen müssen. Je stärker ich dies empfand, umso grösser war mein Erfolg. Dann kamen mir die besten Vergleiche und Formulierungen – dann sprach ich absolut druckreif. Und wenn ich später das Stenogramm vorgelesen bekam, hatte ich das Gefühl, dass ich viel mehr gewusst und gekonnt hatte, als sonst – dass ich weit über mich selbst hinausgewachsen war – ich vermochte nicht zu begreifen, wie ich so gut hatte reden können. Ich scheute mich, dafür den Dank der Hörer entgegengenommen zu haben.

Es ist, weiss Gott, kein Zufall, ob einer gut oder schlecht „redet". Es ist das nicht eine Frage der Erziehung. Der Mensch selbst kann wenig dafür. Aber das muss er wissen.

Hitler und Goebbels würfeln um mich

In München war die Grundsteinlegung des Hauses der Deutschen Kunst gewesen, bei welcher Hitler im entscheidenden Augenblick den Stil des Hammers abbrach, mit dem er die drei Schläge zu machen hatte. Dr. Goebbels war als der zuständige Reichsminister natürlich dabei und ich begleitete ihn.

Als alle Feierlichkeiten vorüber waren, nutzten wir das schöne Wetter zu einer erholsamen Pause. Hitlers Vorschlag entsprechend trafen wir uns im Hotel‚Kaiserin Elisabeth' in Feldafing am Starnberger See. Es war ein herrlicher Tag, aber recht warm und daher freute sich Hitler besonders auf seine Berchtesgadener Berge, sein Haus auf dem Obersalzberg. Er hatte vor, dort einige Tage auszuruhen.

Aus der Unterhaltung ergab sich, dass ich noch nie „bei Hitler auf dem Berg" gewesen war. Dr. Goebbels ging ja nur sehr selten hin, weil er nicht zu denen zählen wollte, welche Hitlers dortige Ruhe für ihre Zwecke ausnutzen. Zudem konnte er sich im Hochgebirge nicht

gut bewegen und die Mentalität der Oberbayern passte nicht zu der seinen. Er passte eigentlich überhaupt nicht aufs Land.

Hitler sagte, er habe sich immer eingebildet, dass ich schon einmal „auf dem Berg" gewesen sei. „Das ist ja unerhört", sagte er, „dann kommen Sie doch heute mit herauf und lassen Sie sich vom „Doktor" für einige Tage Urlaub geben. Es tut Ihnen sicher gut, wenn Sie sich mal bei mir da oben ausruhen – statt mit dem „Doktor" dauernd herum zu rasen."

Aber Dr. Goebbels war ganz anderer Meinung. „Sie können mir doch nicht einfach den „Schaumburg" ausspannen. – Wenn Sie einmal einen Adjutanten, wie den, gehabt hätten – dann wüssten Sie, was ein brauchbarer Adjutant ist!"

Aber Hitler wollte nicht nachgeben. Und so entwickelte sich ein recht komisches Rededuell zwischen diesen beiden äusserst schlagfertigen Rednern um meine Person.

Um endlich damit zurande zu kommen, schlug dann Dr. Goebbels vor, zu würfeln. Hitler wollte nicht recht. Da nahm Dr. Goebbels ein silbernes Markstück und sagte: „Wenn die Zahl oben ist, dann fährt der Schaumburg mit mir nach Berlin – wenn nicht, haben Sie gewonnen und er darf drei Tage zu Ihnen auf den Berg."

„Wer soll das Stück hochwerfen? " erkundigte sich Hitler.

„Ich bin in Kleinigkeiten immer grosszügig", antwortete Goebbels, „tun Sie es, Hitler."

Ich fand es eigentlich nicht sehr schön, so ausgewürfelt – dem „Zufall" ausgeliefert zu werden. Ein Besuch bei Hitler war in meinen Augen und für mich kein Spass, sondern ein sehr ernstes Erlebnis. Ganz abgesehen davon, dass ich ihn dadurch noch besser kennen lernen konnte und dies war für meine Zukunft wertvoll.

Hitler warf das Geldstück, welches Goebbels ihm gegeben hatte – und die Zahl blieb oben. „So eine Gemeinheit!" sagte Hitler. – Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens fuhr er aber fort: „Sagen Sie mal, Doktor, warum haben Sie das eigentlich so schnell vorgeschlagen – da stimmt doch etwas nicht?"

„Ich will es Ihnen verraten – weil ich neulich gelesen habe, dass aus Gründen des Gewichtes die Wahrscheinlichkeit viel grösser für die Zahl ist. Der Adler ist schwerer. Es muss nicht so kommen, aber es wird häufiger so kommen."

Hitler erwiderte: „Tut mir leid, Durchlaucht – mir scheint, Sie haben sich den falschen Chef ausgesucht!"

In späteren Jahren habe ich mir noch des öfteren Gedanken über diese kleine Episode gemacht. So belanglos wie sie schien. Wer weiss, was sich dadurch für mich entschieden hat? Wäre ich mit Hitler auf den Berg gefahren – er hätte mich besser kennen gelernt – ich hätte wahrscheinlich Karriere gemacht und wäre nach 1945 erledigt gewesen. Mir scheint heute, dass dieses Erlebnis für mich gar nicht schlecht, sondern sehr günstig gewesen ist. Und letzten Endes „ganz in Ordnung" war.

Ich suchte wesentliche Menschen

Ich begegnete einer ausserordentlich grossen Zahl von wesentlichen Menschen. Dies war umso interessanter, als sie den verschiedensten Ständen, Klassen und auch Nationen angehörten – und nur eigentlich in einer einzigen Beziehung gleich waren: dadurch, dass sie wenigstens in etwa souveräne Menschen waren.

Es gibt sicher nicht viele Menschen, welche Ähnliches von sich sagen können. Mir fiel es nicht allzu schwer, all diese Menschen kennen zu lernen. Denn mir halfen dabei einige sehr verschiedene Faktoren: meine Abstammung und Herkunft, meine Erziehung und Bildung, meine geistige Haltung und eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit. – Viele Verbindungen kamen von aussen an mich heran: durch monarchistische Kreise auch auf internationaler Ebene, – durch meine Popularität als Redner, besonders in Arbeiterkreisen, – durch meine Bücher, besonders in nationalen Kreisen, – und schliesslich durch meine beiden Frauen, weil diese vorbildlich waren und sehr beliebt.

Es ist kein Verdienst, sondern lediglich eine Verpflichtung, als Prinz geboren zu sein. Es ist aber ein grosses Ver-

dienst, einmal als einer zu sterben, der von den besten der Nation, als des wahren Adels würdig empfunden wird.

Die weitaus grösste Unterstützung war mir, dass ich Hitler und Goebbels so nahe stand – ohne ein besonderes Amt gehabt zu haben. Diese Tatsache ist mir erst in den letzten Jahren mehr und mehr zum Bewusstsein gekommen - - - „denn der Wagen, – der Wagen, – der rollt”.

Aus den nachfolgend kurz geschilderten Verbindungen mögen Sie, verehrter Leser, erkennen, wie ungewöhnlich diese Zusammenhänge waren – wie wesentlich auch.

*

Ich hatte während der Olympischen Spiele (1936) prominente Ausländer zu betreuen. So den österreichischen Erzherzog Albrecht, der seinerzeit als Anwärter auf den ungarischen Königsthron galt. – Ferner den bekannten, bolivianischen Zinnkönig Simon Patino, dessen Vermögen damals auf cirka 1200 Millionen Reichsmark geschätzt wurde. Heutiger Kaufwert cirka 9,6 Milliarden.

Und den alten Maharadscha von Mysore, ein kleiner, zierlicher Herr von höchster Kultur. Er interessierte sich nicht so sehr für die sportlichen Wettkämpfe als für die Menschen. Zwei bestimmte, ihm äusserst wesentlich erscheinende Menschen, zu denen ich ihm die Brücke sein sollte und sein durfte.

In stundenlangen Gesprächen, wenn ich ihn in seinem Hotel besuchte – oder mit ihm spazieren fuhr – wollte er von mir so viel wie irgend möglich wissen – von diesen beiden. Es schien mir so, als zirkuliere sein Interesse an Deutschland überhaupt und immerfort um diese beiden Persönlichkeiten. Sie sollten ihm sagen, was er unter deutsch zu verstehen hat, – womit er zu rechnen hat, wenn er an das Reich denkt und die deutsche Nation. Das

waren: Friedrich der Grosse – und Adolf Hitler.

Bezeichnenderweise fragte er nicht so sehr nach dem Politischen. „Erfolge" – im heutigen Sinne – interessierten ihn fast gar nicht. Er wollte in Erfahrung bringen, wie sie zur Menschheit stehen und zu Gott. Es schien ihn zu freuen, wenn es ihm gelang, eine Parallele zwischen beiden aufzuzeigen.

Einer der Höhepunkte seines Aufenthaltes war sicher unser Besuch auf Schloss Sanssouci. Ich habe wirklich gestaunt, wie sehr gut dieser – einer doch ganz anderen Welt angehörende Mann über das Leben des Preussenkönigs informiert war und wie eingehend er sich anscheinend seit langer Zeit mit diesen Fragen beschäftigt hatte.

Umso gespannter war ich zu hören, welchen Eindruck er bei seinem Gespräch mit Hitler gewinnen würde. – Da sich in den Tagen der Olympiade wahrscheinlich unzählige prominente Ausländer bemühten, Hitler kennen zu lernen, war es nicht leicht, für diesen doch in mancherlei Beziehung sehr vermögenden Herrn einen Besuchstermin zu erhalten. Ich war besonders froh, dass es glückte.

Als der Maharadscha seinen Besuch bei Hitler hinter sich hatte, liess er mich gleich zu sich ins‚Adlon' bitten. Der alte Herr befand sich in einer sehr ernsten, gehobenen Stimmung. „Your president is a great man – believe me!" Damit begrüsste er mich. „Ich habe seine Augen gesehen", fuhr er fort, „ich habe sie sehr genau beobachtet. Ich habe seine Bewegungen genau kontrolliert. Ich sage Ihnen, seien Sie froh, dass Gott Ihnen einen solchen Mann gegeben hat – und seien Sie alle seiner würdig. Messen Sie ihn nach kleinen Dingen des täglichen Lebens – dann tun Sie ihm unrecht." Er sagte noch sehr viel über Hitler. Dies aber war es, was mir unvergesslich blieb. Weil es vor allem durch die väterlichgütige Art, in der es gesagt wurde, mich stark beeindruckte. Ich wusste ganz genau, dass dieser hervorragende Inder das niemals nur gesagt haben würde,

um mir einen Gefallen zu tun. Meine anderen indischen Freunde erzählten mir später, was er ihnen gesagt hatte – und es war genau das Gleiche.

*

Unser Haus in Berlin war eines der wenigen, in denen sich wirklich Menschen der verschiedensten Gesellschaftskreise und Nationalitäten trafen. Unser Gästebuch zeigte nicht nur besonders viele, sondern auch sehr interessante Namen. Leider wurde es mir 1945 von Amerikanern gestohlen.

Da sah man, um nur einige zu nennen - - - Sha Mamuth Khan, Kriegsminister von Afganistan und Bruder des Königs – Sir Ivon Kirkpatrick, damals Wirtschaftsattachee der Britischen Botschaft, ab 1945 Hoher Kommissar Grossbritanniens für die englische Zone der Bundesrepublik. -- Margarethe Slezak, bekannte Sängerin und Tochter des berühmten Leo Slesak – Prinz August Wilhelm zu Preussen, Sohn Kaiser Wilhelm II. – Legationsrat von Gizy, späterer Aussenminister in Ungarn – von Italiens Botschaft Generalkonsul Renzetti, besonderer Vertrauter Mussolini's, Prinz und Prinzessin d'Aquino und die Botschafter Attolico, Cerutti und Alfieri, – Dr. Goebbels und Frau, Herr von Ribbentrop, Stabchef Lutze, Obergruppenführer Lorenz und Frau, – die Schauspielerinnen Maria Paudler, Luise Ulrich, Jenny Jugo, – Karin Evans, Leni Riefenstahl, Grete Bibl, Else Elster u.a. Den Sohn des berühmten Präsidenten von Brasilien Getulio Vargas, Mrs. Dodd, die Tochter des amerikanischen Botschafters, Prinz und Prinzessin Schwarzenberg, von der österreichischen Gesandtschaft Gesandter Tauschitz. Die Kaiserin Hermine. Prinz Bernhard zur Lippe-Biesterfeld, den nachmaligen Prinzgemahl der Niederlande. Den ungarischen

Gesandten Feldmarschalleutnant Stojay. Prinz und Prinzessin Biron von Kurland. Die in Hollywoods Filmkreisen sehr bekannte Familie Dunning. Die Schauspieler Werner Schott, Willy Fritsch. Den schwedischen Marineattachee Bager mit Frau und bildschöner Tochter. Barnabas von Gezy, der bekannte Violinist. Herzog und Herzogin von Braunschweig, nebst ihren Kindern. Prinz und Prinzessin Christoph von Hessen. Die Prinzessin ist die Schwester des Herzogs von Edinburg, Gemahl der Königin von England. Prinz Heinrich der Niederlande und viele, viele mehr.

Da ich als Adjutant des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, zu dessen Kompetenzbereich auch die Pflege von Literatur, Bildhauerei, Malerei, Architektur, Film, Theater, Rundfunk und Presse gehörten, – sämtliche der bedeutenden Persönlichkeiten all dieser Sparten beruflich kennen lernte und mit vielen von ihnen oft zu tun hatte, kannte ich sie wohl ausnahmslos alle. Viele sogar sehr gut. Ich denke heute noch besonders gern zurück an die ganz grossen Schauspieler Heinrich George, Wagner, Wiemann, Gustav Gründgens, Klöpfer, Werner Kraus, Emil Jannings, Willy Birgel, Armin Süssenguth, Sievers, Golling – und die Komponisten Richard Strauss, Pfitzner, Götze, Künnecke und Kurt Heuser, sowie Grote – und die Dirigenten Wilhelm Furtwängler, Böhm, von Karajan. – An die Bildhauer Graf Bernhard von Plettenberg, Klimsch, Thorak, Kolbe und Breker. – An die Architekten Professor Troost, Hermann Giesler und Speer. An die Regisseure Professor Ritter, Liebeneiner, Harlan und von Demandowski. An den Maler Padua. An die Schriftsteller Ina Seidel, Wilhelm Utermann, Eberhard Wolfgang Möller, Josef Wackerle, Dr. E.W. Fischer, Wiechert, Thiess, Stehr und etliche mehr. – An die grossen Schauspielerinnen: Käthe Dorsch, Adele Sandrock, Paula Wessely, Flickenschild, Marianne Hoppe, Käthe Gold, Agnes Straub, Erika von Thellmann. Und viele andere.

Und besonders zu erwähnen wäre noch der Welt grösster Tenor: Benjamino Gigli – mit dem ich nach dem Kriege korrespondierte, da er sich bereit erklärt hatte, meine von Franz Grote vertonten Texte zu singen – dann aber leider sehr bald starb. Ich erlebte ihn mehrfach auf Gesellschaften, vor und auch während des Krieges. Am unvergesslichsten ist mir jener Abend im Hause Goebbels, als er vor der ganzen Prominenz von Bühne und Film sang. Die Begeisterung all dieser Künstler für Gigli war unbeschreiblich. Beim Abschied von der gastgebenden Hausfrau, Magda Goebbels, küsste er ihr die Hand und sang – ihre Hand haltend – das bekannte Lied „Ich küsse Ihre Hand, Madame".

*

Meine vielen Auslandsreisen benutzte ich, die Staatsoberhäupter und möglichst auch die entscheidenden Politiker der besuchten Länder kennen zu lernen.

So besuchte ich zum Beispiel in Brasilien 1938 den Präsidenten Getulio Vargas. Er war aus eigener Kraft zur Macht gekommen in dem gewaltigen, aufstrebenden Brasilien. Er führte viele Jahre hindurch ein autoritäres, für sein Land höchst erfolgreiches Regime. Ein dynamischer Mann. Ein echter Revolutionär, welcher selbst auf den Barrikaden gestanden und mit dem Maschinengewehr vom Dach des Palastes aus sich verteidigt hatte.

Der Besuch fand in der Residentia statt. In Rio de Janeiro, der am schönsten gelegensten aller Hauptstädte dieser Erde. Die Residentia war der Wohnsitz der Kaiser von Brasilien gewesen – und dies wiederum war für mich von persönlichem Interesse – nicht nur, weil ich weitläufig mit ihnen verwandt war, sondern vor allem deswegen, weil es eine Abordnung schaumburg-lippischer Offi-

ziere, unter der Führung eines Grafen Oeynhausen, gewesen waren, welche im 18. Jahrhundert im Auftrag des damals regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe nach Brasilien reiste, um dort im Sinne des genialen Grafen das Fundament für eine brasilianische Armee zu bilden.

Ich wurde bei dem Besuch begleitet vom Botschaftsrat von Levetzow. Er war ein Diplomat des „ancienne regime" und daher nicht in der Lage, mit dem revolutionären Vargas einen Kontakt zu finden. Bei all meinen diesbezüglichen Besuchen im Ausland war es meine Methode gewesen, möglichst von Anbeginn der Unterredung an durch aussergewöhnliche Bemerkungen das Klima der Besprechung aufzulockern und eine Brücke im Menschlichen zu suchen. Ich war stets bestrebt undiplomatisch zu wirken, also das krasse Gegenteil dessen zu tun, was für die Diplomaten der alten Schule ungeschriebenes Gesetz war. Natürlich informierte ich mich vorher genau, um über die persönlichen Eigenschaften des Gastgebers orientiert zu sein. Ich informierte mich aber nicht nur bei unseren Diplomaten, sondern hauptsächlich bei Politikern des Landes.

Was man bei solchen Besuchen erreichen kann, – abgesehen von einer freundlichem Atmosphäre – ist nur wenig. Ganz gewiss aber war es mir möglich, von jedem dieser Besuche einige gute Vorschläge der anderen Seite nach Berlin mitzubringen, welche für die Reichsregierung auch dann wertvoll sein konnten, wenn sie – wie in diesem Fall – eben nicht das Verdienst von Diplomaten waren. Ich kam immer mehr zu der Überzeugung, dass die Diplomatie in vielerlei Beziehung völlig überholt ist und nicht mehr fähig, der Entwicklung Rechnung zu tragen. Vor allem schien sie mir ganz zu einem Instrument des internationalen Kapitalismus geworden zu sein. Mein Glück war es, dass Dr. Goebbels der gleichen Ansicht war.

Er sagte: „Wir brauchen keinen Salonlöwen als Reichs-

aussenminister sondern einen Revolutionär – denn sein wichtigster Gegner, der Russe, ist auch alles andere als ein Salonlöwe und der bestimmt, was heute Aussenpolitik ist!"

Ich hielt es seinerzeit oft für einen bösen Zufall, dass fast alle die schönen Resultate meiner Auslandsbesuche leider fruchtlos blieben. Ich ärgerte mich sehr darüber, dass sie – meiner Ansicht nach – zum Opfer des Unverstandes kleiner Leute wurden oder im Sumpf sinnloser Kompetenzkämpfe versackten. Heute erkenne ich rückblickend, dass dies notwendig war in jener Ordnung, welche den Krieg und Deutschlands Niederlage genau ebenso vorsah wie das, was einst aus diesem Prozess der Läuterung hervorgehen wird. Ein jeder muss durch das Tal, bevor er auf den Berg kommt!

Der Kampf um die Macht, bis 1933, war gewiss für uns alle sehr schwer – aber doch nicht annähernd schwer genug, denn wir gingen schon nach einem Jahrzehnt an unseren Inkonsequenzen zugrunde. Damit das nicht zum zweiten Mal geschieht, wurden wir ganz in die Tiefe gestossen – nicht aber, damit wir vernichtet werden, sondern weil wir für eine noch weit grössere Aufgabe ausersehen sind. Das ist meine Überzeugung. Wäre es anders, würde es mir sinnlos erscheinen, noch von deutscher Politik zu sprechen.

Für mich existieren keine Zufälligkeiten – weder im Leben des Einzelnen – noch im Leben der Völker. Leider aber wird immer wieder der Fehler gemacht, da die Ordnung als solche zu bestreiten, wo man sie nicht als solche erkennt. Wer sagt uns, wie weit die Ordnung hier auf unserer winzigen Erde mit einer weit grösseren im All übereinstimmen muss, sich ergänzt? Ist nicht diejenige Kraft, welche auf dieser Erde am meisten auslöst – Sonnenkraft? Wir leben offenbar doch auf dieser Erde vom All, sind also mit unserer Ordnung hier weitgehendst ab-

hängig von der in jeder Beziehung unendlichen Ordnung draussen. Welch Wahnsinn ist es da, die hiesige Ordnung des hiesigen Lebens danach zu bewerten, wie sie unserer menschlichen Vorstellung von gesellschaftlichem Leben und Fortschritt entspricht? Wir können sie vielmehr überhaupt nicht bewerten, weil wir Menschen hier alle – und alles, was um uns ist – zu geringfügig sind im Rahmen des Unfassbaren. Das Unfassbare ist die Ordnung, deren Bestandteil wir sind – gleich wie wir uns dazu stellen. Daran kann keine Philosophie und keine Religion etwas ändern. Und das ist gut so, die Masslosigkeit der Menschen würde sonst noch grösser, wie sie heute ohnehin schon ist.

„Geheimnisvoll am lichten Tag,
lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Goethe, Faust 1

Wir sind die Zeugen einer Zeit, welche von gewaltigen Umwälzungen charakterisiert sein wird. Unsere Generation sieht in der Folge zweier Weltkriege die grössten, lange Zeit mächtigsten Reiche zusammenbrechen. England und die USA, welche einst die Nachfolger Hollands waren und Spaniens, müssen nun selber aus der Weltmachtstellung weichen und in die zweite Reihe treten. Ihr eigenes System – nicht ein feindliches – sorgt dafür, dass sie von innen her zerbrechen. Jene Völker, welche natürlicher zu denken und zu leben verstehen und daher gesünder sind, folgen ihnen auf dem Fusse. Eines ergibt sich – wie stets in der ewigen Ordnung allen Seins – ganz logisch und zwangsläufig aus dem anderen. Und nichts ist

umsonst geschehen. Weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. – Völker kämpfen eben – genau wie Menschen – nicht um gut und böse, Erfolg oder Misserfolg – sondern um den Vorsprung auf dem Wege der Vervollkommnung, welche man vielleicht als das Spiegelbild im Ethischen der biologischen Entwicklung bezeichnen darf.

Friede und Freiheit – von denen gerade die Menschen von heute in ihrer Verblendung so schrecklich oft, aufdringlich, marktschreierisch und unsinnig sprechen – sind keine Ideale, weil sie – jedenfalls in dieser Auffassung – in der Ordnung der Natur niemals bestanden und niemals bestehen werden. Der immerwährende Friede scheint ein schönes Ziel zu sein, aber er wäre ein für die Menschheit buchstäblich vernichtender Zustand. Krieg und Frieden sind unumgängliche Faktoren – einer für den anderen notwendig, sich gegenseitig ergänzend – im Ordnungssystem dieser Erde. Dies zu erkennen trägt zum wahren, nämlich inneren Frieden der Menschen bei und damit zum Wohle der Menschheit. Denn des Menschen Recht ist es, in der Ordnung zu leben, in die er geboren wurde.

Damals in Brasilien erfuhr ich – „durch einen unerhörten Zufall" von der Möglichkeit,ganz grosse Erzvorkommen zu erwerben und dementsprechende Industrien zu schaffen. Die Deutsche Botschaft in Rio de Janeiro wusste nichts davon. Die brasilianische Seite forderte für den Fall, dass ein Ausländer der Käufer ist, dass dieser auf seine Kosten eine Hauptbahnlinie in das betreffende Gebiet baut, welche der verkehrstechnischen Erschliessung des riesigen brasilianischen Staates sehr vorteilhaft sein würde. Für den deutschen Interessenten wäre diese Forderung der Brasilianer ein doppeltes Geschäft gewesen, wir hätten die Eisenbahn selbst zu bauen vermocht.

Damals war ich überzeugt, meinem Land damit eine ganz ausserordentliche Chance bieten zu können. Ich glaubte daher so schnell wie möglich und ganz unmittelbar handeln zu müssen. Der offizielle Weg – nämlich der-

jenige über die Botschaft – schien mir zu langsam und zudem vielleicht gefährlich, da ich von sehr engen Verbindungen zu vielleicht interessierten Industrien wusste.

Daher schrieb ich einen Brief an Adolf Hitler, ohne dafür kompetent zu sein, und sandte ihn auf schnellstem Wege an meine Frau, welche mit unseren Kindern zur Erholung in Bayrisch-Gmain war. Ich bat sie, sich gleich bei Adolf Hitler anzumelden, sobald er auf dem nahen Obersalzberg sei. Meines Erachtens musste er zu dieser Zeit dort sein. Sie sollte den Grund nicht angeben.

Meine Frau nahm sofort Verbindung auf und wurde bereits am folgenden Tag von seinem Wagen abgeholt. Sie nahm unsere beiden ältesten Kinder, Marilly und Albrecht Wolfgang mit. Christine war noch zu klein dazu. – Hitler überreichte den Kindern eine nach Albrecht Wolfgangs Vorstellung „riesenhafte" Bonboniere. Er nahm meinen Brief in Empfang, las ihn im Beisein meiner Frau, sagte aber so gut wie nichts darüber und steckte ihn ein.

In einer meiner Vernehmungen während der Internierung 1945/48 kam der CIC darauf zu sprechen, dass ich auch einmal in Brasilien gewesen sei. Man meinte, ich hätte mich dort in imperialistischer Hinsicht bemüht, die Interessen der deutschen Wirtschaft zu vertreten. „Fünfte Kolonne" nannte man das und das war nicht gut. „Sie haben geholfen, fremden Völkern die Wirtschaft zu stehlen!" hiess es. – Ich konnte dem Vernehmer entgegnen: „Sie verwechseln mich mit Herrn Moses – den ich übrigens in Rio persönlich kennen lernte. Er war ein gerade in dieser Beziehung in Rio sehr bekannter Herr. Er war auch der bestinformierte Mann dort, darum besuchte ich ihn, bevor ich von Vargas, dem Präsidenten, empfangen wurde. Der CIC Mann sagte, es gehe ihm lediglich um meine Person und nicht um Herrn Moses, der vielleicht ein Untergebener von mir gewesen sei oder sonst einer von den deutschen Agenten. Aber ich konnte ihm antworten: „Da

irren Sie sich sehr – Herr Moses vertrat dort die Interessen der USA. Natürlich nicht als Diplomat, aber umso mächtiger. Es dürfte wohl sicher sein, dass sich Amerika die Erzvorkommen nicht hat entgehen lassen." Öl und Eisen gehören – trotz Uran – zu den grössten Schätzen dieser Erde. Sie stehen heute noch an der Spitze des Bedarfes.

Im gleichen Jahr damals war ich auch auf einem der grössten Ölfelder, demjenigen von Ploesti in Rumänien. Von dort aus besuchte ich – ebenfalls aus eigenster Initiative – König Carol.

Nachmittags fuhr ich hinauf in die herbstlichen Berge. Es war ein wahrhaft herrlicher Tag. Gegen 1/2 vier Uhr sind wir oben in Sinaja, der Sommerresidenz der rumänischen Könige. Wir halten zunächst vor einem grossen Hotel. Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, denn ich muss noch den deutschen Gesandten, Fabricius, sprechen. Er fuhr von Bukarest vorher herauf um vor mir mit dem König zu sprechen. Er war zur Audienz gebeten. – Ich zog mich im Hotel um und fuhr dann zur Residenz. Durch sehr schöne, parkartige Anlagen – man könnte sagen englischen Stils. Am grossen Schloss des verstorbenen König Ferdinand vorbei – bis zum neugebauten, viel kleineren Schloss König Carols.

„Halt! Name!" – „Prinz zu Schaumburg-Lippe" – „Wer? " – „Der deutsche Prinz!" – Die Wache salutierte und wir passierten. Jeder Schritt bis zum Eingang knirscht im tiefen, weissen Kies, der den Weg wie ein Flussbett anfüllt. Schwerbetresste Lakaien eilen hin und her. Der Generaladjutant erscheint, um sich zu melden. Er trägt eine grau-grüne Uniform, nach englischem Schnitt. Sehr viele Orden und Schnüre. In seinen hohen Lackstiefeln scheint sich alles zu spiegeln. Klirrende Sporen. Er geleitet mich durch eine Marmorhalle in einen kleinen Salon. Da begegne ich zu meiner Überraschung unserem

Gesandten im Gespräch mit dem rumänischen Finanzminister. Dann eine Zeit mühsamen Herumstehens, Unterhaltung mit dem sehr netten, fliessend deutsch sprechenden Generaladjutanten. Bis es endlich heisst: „Seine Majestät der König lassen Euer Hochfürstliche Durchlaucht zur Audienz bitten!" Wieder geht es durch den schrecklich glatten Marmorsaal, der mich an meinen einzigen Besuch bei Benito Mussolini in Rom erinnert. Der Generaladjutant geht schlürfend, ich rutsche vorsichtig hinterher. An der Tür bleibt er zurück. Ich trete in das Arbeitszimmer des Königs. Er sitzt am Schreibtisch, steht auf und kommt mir entgegen. Grade Haltung, exakte Bewegungen, fester Schritt, verraten sofort den Hohenzollern. Der ist also Rumäniens König! Er hat nichts von Rumänien an sich. Er ist ein Deutscher, – wie es auch der König von Griechenland ist, – und der Kaiser von Russland, – und zum grossen Teil der König von England, – und derjenige von Spanien, – und derjenige von Dänemark, – und derjenige von Norwegen, – und derjenige von Schweden, – und derjenige von Belgien, – und die Königin der Niederlande.

Sind die dynastischen Prinzipien, welche das ermöglichen, nicht wider die Natur gewesen? Ist es natürlich, dass ein Volk regiert wird von einem Menschen anderer Art und daher fremden Denkens? Ist es nicht vermessen sondergleichen anzunehmen, dass man das Schicksal der Völker manipulieren kann, indem man fremden Völkern je nach Laune Könige liefert? Wo bleibt da der notwendige Respekt vor der natürlichen, ethischen Ordnung dieser Welt?

Der König: „Es freut mich, diese Bekanntschaft zu machen – doch – wie sind wir eigentlich verwandt?"

„Ich weiss es nicht, Majestät, ich weiss überhaupt nicht viel von Verwandtschaften – vielleicht, weil ich bisher nicht viel Gutes dadurch erfahren habe. Das wird wohl

der Grund sein. Ich weiss es nicht!"

Wir sind inzwischen bis zu seinem Schreibtisch gegangen und stehen uns nun im Licht des grossen Fensters gegenüber. Meine Antwort scheint ihn etwas zu frappieren und das sollte sie ja. Schnell fängt er sich aber und sagt: „Ich weiss es aber – durch unsere gemeinsame Tante Vicky" (die mit einem Bruder meines Vaters verheiratete Schwester Kaiser Wilhelm II.) „sind wir miteinander verwandt – ja – sicher - - - ." Und dann zog sich ein leichter Schatten über sein Gesicht. „Aber das ist ja die, welche später den Russen Soubkow geheiratet hat – von der wollen wir lieber nicht sprechen – also lassen wir das mit der Verwandtschaft – Du hattest nicht ganz Unrecht."

Nun musste er lachen, das Eis war gebrochen. Es entwickelte sich eine gute Unterhaltung. Er wollte etwas von unserer Partei und unserem Staat wissen. Insbesondere über die Organisation der Hitlerjugend und diejenige des Reichsarbeitsdienstes. Beide hielt er für vorbildlich und sehr modern. „So etwas, natürlich auf unsere Verhältnisse zugeschnitten, könnten wir in Rumänien sehr gut gebrauchen. Man soll, finde ich, sich nie scheuen, das Gute aus anderen Ländern zu übernehmen, soweit es in die Verhältnisse passt."

Es war ihm natürlich bekannt, dass ich bei Dr. Goebbels arbeite. Ich musste ihm von meinem Minister erzählen. Er sprach voll – ich glaube ehrlicher – Bewunderung vom „Reichskanzler Hitler", aber Goebbels schien ihm offenbar noch interessanter. – Schliesslich bedauerte er sehr, mich nicht zu einem längeren Aufenthalt einladen zu können. „Dann hätten wir Zeit, uns über so viele Menschen und Probleme unterhalten zu können." Aber er lud mich für ein anderes Mal zur Jagd „auf einen Zweiundzwanzigender" ein! Dann müsse ich bei ihm in Sinaja wohnen und dann würde ich auch den Kronprinzen Michael kennen lernen, der sich ganz besonders für die Hitlerjugend interessiere.

Meine Erinnerung an diesen Besuch blieb eine tragische. Ich erlebte einen aufrechten, wohl auch begabten Mann, der aber letzthin zu scheitern verurteilt war, weil er ein Volk regierte, zu dem er keine innere Verbindung haben konnte. Eines von so vielen Opfern des unmonarchischen dynastischen Denkens, welches bis heute noch nicht nur die noch regierenden Familien, sondern sogar die entthronten für sie und ihre Völker unheilvoller Weise beeinflusst. Dadurch erklärt sich ohne weiteres so mancher „höchst unglückliche Zufall" – wie wir ihn zuletzt in Griechenland erleben mussten.

König Carol war sehr umstritten, weil die Deutschen in ihm den König der Rumänen sahen – und die Rumänen ihn einen Deutschen nannten. Ich schied von ihm mit der Überzeugung, dass ein nochmaliges Zusammensein für uns beide wirklich wesentlich sein würde. Leider kam es nie dazu. Der Reichsaussenminister von Ribbentrop hatte bereits versucht, diesen ersten Besuch unmöglich zu machen. Der Gesandte Fabricius erzählte mir, dass er den Besuch „auf eigene Verantwortung" arrangiert habe – Ribbentrop werde toben. Zu einer Wiederholung werde es Ribbentrop aber auf gar keinen Fall kommen lassen, darauf könne ich mich verlassen.

Als ich erwiderte, dass mir das unbegreiflich sei, sagte der nette Fabricius „mir auch, lieber Prinz – ersparen Sie mir mehr darüber sagen zu müssen – aber glauben Sie mir, Ihr Chef wäre zu klug, so etwas zu tun."

Was wollte Herr von Ribbentrop eigentlich von mir? Ich habe ihn nie verstanden. Wir waren einst befreundet gewesen, duzten einander sogar. Damals hatte er nichts mit Hitler oder der Partei zu tun. Den Nationalsozialismus kannte ich wesentlich länger. Vom Ausland hatte ich wohl viel mehr gesehen als er. Ich kannte sehr viel mehr prominente Ausländer und zwar auf politischer und menschlicher Basis. Ich kannte sozusagen alle massgeblichen Men-

schen in Deutschland – er nicht. Ich stand mitten im Volk – er war ein Exponent einer Gesellschaftsschicht, welche jedenfalls von den Arbeitern der national- s o-z i a l i s t i s c h e n A r b e i t e r - Partei abgelehnt wurde.

Ich bin ihm ein einziges Mal bei Hitler begegnet. Als Hitler ihn frug, ob wir uns kennen, antwortete er, er sei mir schon „mehrmals begegnet". Als er Reichsminister geworden war, kannte er uns kaum noch. Aber er wusste von mir, dass ich von Anfang an nicht viel von der Achse Rom-Berlin-London hielt, sondern eine Achse Paris-Berlin-Moskau wollte. Vor 1933 hatten wir uns oft darüber unterhalten und er war nicht ganz ablehnend gewesen. Vielleicht war das einer seiner Gründe.

Als ich einmal mit Dr. Goebbels darüber sprach, sagte dieser: „er hat sich jahrelang geärgert darüber, dass Sie immer und er so gut wie nie privat bei Hitler waren – das ist alles!" – Ich aber glaube, dass er sich viel mehr ärgerte, mich bei seinem Feind Goebbels zu wissen.

Wo immer ich im Ausland Beziehungen hatte und pflegte, wurde mein Auftreten durch Ribbentrop möglichst contercariert. So auch anlässlich meines Besuches in Griechenland.

Nach Rückkehr von Patras wollte ich in Athen einen Besuch beim König machen. Die Gesandtschaft war dagegen. Ich sagte, dies sei eine Privatsache von mir und gehe das Auswärtige Amt gar nichts an. Ich hätte keinen politischen Auftrag, sondern gehe zu meinen Verwandten. Der König würde sich sehr wundern, wenn ich keinen Besuch mache. – Prinz Viktor von Erbach, der deutsche Gesandte – ein Grandseigneur und sehr angesehener Diplomat, sah das ein und half mir, trotz seiner anderslautenden Anweisung aus Berlin. Schon biegen wir in den Schlosspark ein, die Wachen salutieren. Rote Käppchen tragen sie, weisse Röcke, plissiert, – lange, weisse Strümpfe und Halb-

schuhe, blaue, kurze bestickte Jacken. Sehr eigenartig und kleidsam zugleich. Sie heben sich durch all ihre Farbenpracht stark von dem blendend weissen Schloss ab.

Ich gehe hinein. Ein grosses Treppenhaus – alles weiss – nur ein blauer Läufer aus Velour. Kronprinz Paul kommt mir entgegen. Oben empfängt mich der König. Beide sind gleich besonders nett und freundlich, ganz verwandtschaftlich.

Kronprinz Paul kannte ich schon, wir hatten seine Verlobung in Blankenburg mit feiern helfen, König Georg noch nicht.

Wir gehen in einen grossen, gemütlich eingerichteten Raum, wo zum Tee gedeckt ist. – Der König erzählt von dem, was er mit der Regierung Metaxas schon erreicht hat. Und noch plant. Er spricht sehr anerkennend über die Haltung des neuen Deutschlands zu Griechenland. Dann aber kommen allerhand Bedenken, die nur zu deutlich den englischen Einfluss verraten. Er wettert gegen den deutschen Botschafter in London (von Ribbentrop). Dann plötzlich schwenkt er auf ein ganz anderes Thema über. „Ihr Nationalsozialisten habt doch soviel für Richard Wagner übrig – wisst ihr denn gar nicht, dass er jüdisch war? "

Ich parierte mit einem sehr vorsichtigen Hinweis auf die intimen jüdischen Beziehungen der Queen Victoria, von denen Bismarck schrieb, und fuhr fort:

„Ich weiss nur, dass Juden das sehr gern behaupten. Immerhin wird man von dem Werk auf den Meister schliessen dürfen – und da das Werk kaum deutscher sein könnte als es ist, bleibt auch eigentlich kein Zweifel in Bezug auf den Meister." Allzu gern hätte ich an eines der grössten Musikgenies, Rubinstein, erinnert, dessen Blut angeblich in manchem Fürstenhaus fortlebte.

„Aber ganz ungeachtet dessen hat ja Wagner selbst zur

Judenfrage mehr als einmal Stellung genommen. – Und dann: wird uns nicht vorgeworfen, wir seien zu wenig tolerant den Juden gegenüber – warum sollten wir es dann nur in diesem Fall sein?"

Der König antwortete: „Ich vergass, dass Du ein guter Redner bist." Und dann lachten wir alle über diesen gewandten Abschluss des Königs. Der Fall war damit erledigt.

Anschliessend kam er auf Herrn von Papen, den Vizekanzler zu sprechen. Er war zu der Zeit Gesandter in Wien. Der König äusserte sich recht scharf über Herrn von Papens Bemühungen beim Vatikan. Von dem Thema Vatikan geht er über zu Italien. Ich bin erstaunt darüber, mit welcher Schärfe und Schonungslosigkeit er über die politische Zuverlässigkeit Italiens spricht. Immer wieder kommt der Einfluss Englands durch. Sein Bruder und Nachfolger auf dem Thron, der viel weniger englisch beeinflusst ist und auch mehr Verständnis für Deutschland hat, widerspricht ihm machnmal und steht mir bei. - - - Zwei Stunden hat diese Unterhaltung gedauert, als ich entlassen wurde. König Georg machte auf mich einen sehr charmanten Eindruck, die ganze Art gefiel mir gut – aber König Carol ist sicher mehr. In dem Vergleich lag ein besonderer Reiz dieses Besuches.

Unmittelbar vordem ich ins Schloss fuhr, hatte der Gesandte Prinz Erbach ein Telegramm aus Berlin erhalten, vom Reichsaussenminister – in dem mein Besuch beim König untersagt wurde. Der Gesandte war so klug und anständig, mir dies erst mitzuteilen, als ich aus dem Schloss zurückkehrte.

Dr. Goebbels hat es später sehr bedauert, dass wir Deutsche uns durch das Vorpreschen der Italiener in den unnötigen Konflikt mit Griechenland hineinziehen liessen. Wir standen doch zu den Griechen in sehr guten

Beziehungen. Graf Ciano, Mussolinis Schwiegersohn, hat dadurch den Engländern – bewusst oder unbewusst – einen sehr guten Dienst erwiesen. Goebbels hat immer vor den Italienern gewarnt und ganz speziell vor dem Grafen Ciano, – Herr von Ribbentrop hingegen glaubte wohl,Mussolinis wegen zu dem Verbündeten Vertrauen haben zu müssen. Mussolini aber wurde von seinen Leuten verraten und zwar nicht erst während des Krieges. „Wir hätten statt mit Italien mit Jugoslawien und Griechenland verbündet sein müssen – dann wäre Italien gezwungen gewesen, zu uns zu halten", hat Goebbels einmal gesagt, „die Jugoslawen wie auch die Griechen sind weit bessere Soldaten als die Italiener und sie haben keine Aristokratie, in der es von Verrätern wimmelt."

Das Wissen um die wahren Zusammenhänge ist die beste Widerlegung des Zufalls.

Das Rätsel vom Stift St. Florian

Deutsch-Österreich - wie es sich in seiner Verfassung nannte – war an das Deutsche Reich angeschlossen worden. Was die Österreicher seit mehr als 15 Jahren wollten und durch Abstimmungen eindeutig zum Ausdruck gebracht hatten, wurde Tatsache. Wien, die Stadt, von der aus viele Jahrhunderte hindurch das Reich regiert wurde, war nun wieder im Reich. Wenn auch unter anderen Vorzeichen, – es gab wieder ein grossdeutsches Reich, – das Bismarckreich konnte keine Endlösung sein, weil das Reich ohne Österreich jetzt ebenso undenkbar war auf die Dauer – wie einst Österreich ohne das Reich undenkbar gewesen wäre.

Ich habe niemals am Grabe Anton Bruckners in St. Florian stehen können, ohne dass mich diese Gedanken erfasst hätten, denn er ist für mich durch und durch ein Deutscher.

Deutsch-Österreich war ungeheuer reich an kulturellen Schätzen – und auch an einem kulturellen Gewissen. Eine der Perlen des Landes war St. Florian.

Ich kenne es sehr gut und liebe es. War doch mein

Besitz nicht weit davon entfernt im zauberhaften Almtal. – Aber das relativ kleine Österreich mit seinen kaum 7 Millionen Einwohnern auf zum grossen Teil kargem Boden tut sich sehr schwer mit der Erhaltung jener Unzahl schöner Schlösser, Burgen und Klöster. Und wir waren der Meinung, dass wir für Österreich etwas tun sollten – so viel wie möglich.

So kamen wir auf den Gedanken, auch dieses herrliche St. Florian einer besonderen Aufgabe zuzuführen, damit es von neuem Leben erfüllt werde. Die dazu erforderlichen Mittel konnte nur die Reichsregierung aufbringen. Da machte ich den Vorschlag, St. Florian zum Ort eines alljährlich zu veranstaltenden, internationalen Wettstreites der weltbesten Symphonieorchester werden zu lassen. Dr. Goebbels, als der zuständige Minister, war von der Idee begeistert. Und darum legte er die nächste Zusammenkunft aller Rundfunkintendanten nach St. Florian. Er selbst fuhr auch hin und nahm mich mit. Natürlich fand zunächst einmal eine Besichtigung des Stiftes statt. Unter Führung des Linzer Intendanten Kapitän z. See a.D. Ziebland. Niemand wäre besser geeignet gewesen. Die vielen sehr festlichen Repräsentationsräume wurden gezeigt und erklärt – in einem derselben blieben die cirka 40 Herren aber dann lange stehen, weil inzwischen das eigentliche Thema der Zusammenkunft – der Orchesterwettstreit – erreicht war und natürlich gleich grösstes Interesse auslöste.

Da ich mit derartigen Besprechungen direkt nicht zu tun hatte, nahm ich die Gelegenheit wahr, den Raum, die schönen alten Möbel und Gemälde und andere Besonderheiten zu besichtigen, obwohl ich das alles schon des öfteren gesehen hatte. – Schliesslich kam ich zu einem grossen Konzertflügel. Und – obwohl in diesem Raum der Minister stand mit allen Intendanten, – beschäftigte ich mich damit, ganz leise einige Töne, ja so-

gar Akkorde anzuschlagen. Als junger Mensch habe ich zwar jahrelang Klavierstunden gehabt, aber das Klavierspielen dennoch niemals richtig gelernt. Da ich aber sehr musikalisch bin, machte es mir Freude, meinen Gefühlen auf den Tasten eines so guten Instrumentes freien Lauf zu lassen und eben ganz einfach in Tönen zu denken. Mir kam es vor wie ein Träumen in Wohlklängen und ich vergass völlig, dass im gleichen Raum mein Minister mit seinen Herren konferierte.

Als ich schliesslich fertig war, bemerkte ich zu meiner Überraschung, dass die Herren inzwischen von meinem Spiel Kenntniss nahmen, zu reden aufgehört hatten und sich scheinbar angesprochen fühlten.

Da sagte der Minister: ,,Was haben Sie da eben gespielt, Prinz Schaumburg, – wissen Sie es überhaupt, was es war? " Ich hatte keine Ahnung und gestand es auch ohne Scheu. Da sagte Intendant Ziebland: ,,Das sind einige Akkorde Anton Bruckners gewesen – wenn Sie erlauben, meine Herren, werde ich sie wiederholen und ein ganz klein wenig dabei korrigieren. Ich werde Ihnen dann auch genau sagen, woher sie stammen." Und dann spielte er. Es war tatsächlich fast genau das Gleiche.

Ich aber hatte keine Ahnung gehabt von dem, was ich spielte. Ich hatte das Gefühl, völlig im Unterbewusstsein gehandelt zu haben. Darum war ich auch nicht in der Lage, das Gleiche noch einmal zu tun. Aber ich erkannte meine Träumerei in dem schönen Spiel des mir befreundeten Ziebland wieder. Ich war nicht weniger verblüfft als der Minister und die anderen.

Anschliessend gingen wir alle gemeinsam herunter, dorthin, wo der grosse Anton Bruckner beigesetzt ist. Und Ziebland spielte währenddessen auf der herrlichen Orgel der Stiftskirche aus jener Symphonie, welche wie

kaum eine andere vom gleichen Fluidum erfüllt ist und daher allgegenwärtig sein muss in diesem Gotteshaus. Die offenbar doch auf mich stark einwirkte, dass ich ohne weiteres in der Lage war – wenn auch nur ganz wenig – so doch erkennbar mich in sie zu vertiefen und aus ihr zu schöpfen. Bezeichnenderweise im Unterbewusstsein.

Mir schien das gar nicht „Zufall" zu sein – sondern ganz im Gegenteil absolute „Ordnung". Ich werde mich immer freuen, dass das möglich war – und mir zum Erlebnis wurde.

Im Krieg nach Ostasien

Aufgabe der Abteilung, in welcher ich im Reichspropagandaministerrium arbeitete, war der Kultusaustausch mit dem Ausland und die entsprechende Propaganda. Die Möglichkeiten dafür wurden aber während des Krieges – je mehr Staaten sich gegen uns stellten – immer kümmerlicher – und die immer kleiner werdenden Devisenbestände wurden nötigst für Waffen, Flugzeuge und U-Boote gebraucht.

Wir Beamte dieser Abteilung wurden aber dennoch nur zum Teil und dann für begrenzte Zeit für die Wehrmacht frei gegeben, weil man mit einem plötzlichen Friedensschluss rechnete – wenigstens mit einigen der Gegner. Und dann sollte gerade diese Abteilung sofort einsatzfähig sein, damit die Kriegsstimmung baldigst überwunden werde.

Wir fanden dieses Abwarten entsetzlich. Ich wollte eingesetzt werden, mich verdient machen, etwas riskieren, etwas besonderes leisten. Und da kam ich auf den Gedanken, nach China und Japan zu gehen. Als Kurier. Ich hoffte, den vielen dort lebenden Reichsdeutschen

nützlich sein zu können – und mit ihnen meinem Vaterland zu helfen. Ich suchte das Abenteuer, weil mir das Ministerium jetzt im Kriege entsetzlich eng vorkam und man mich nicht zur Wehrmacht lassen wollte.

Die Deutschen drüben in Ostasien griffen meine Anfrage sofort auf. Es hagelte nur so Vorschläge. Dr. Goebbels gab nur sehr unwillig seine Erlaubnis. Lange Zeit vor dem Termin. Erstaunlicherweise war der Reichsaussenminister, Herr von Ribbentrop, – der viel später gefragt wurde, dieses Mal nicht gegen eine Auslandsreise von mir, sondern sogar sehr dafür. Das war auffallend. Ein Mann von Goebbels – und dazu noch ich – nach Ostasien – mit Ribbentrops Unterstützung!

Die Vorbereitungen zogen sich in die Länge. Schliesslich, im Juni 1941 war es so weit.

Ich reiste zunächst nach Österreich, um mich sehr schweren Herzens von meiner Frau und unseren Kindern zu verabschieden. Dann kehrte ich sofort nach Berlin zurück. Dort kam ich kurz vor Beginn der grossen Fahrt an.

Ich erhielt gleich alle erforderlichen Visa, Anweisung auf einen Platz im Transsibirienexpress, zahllose Einführungen für die Mandschurei, Japan und China. Die Reise sollte zumindestens sechs Monate dauern, wahrscheinlich aber annähernd ein Jahr. Nachdem ich auf den verschiedenen Ämtern in Berlin alle letzten Formalitäten erledigt hatte, sass ich abends noch am Kurfürstendamm bei Kempinsky mit einigen Freunden zusammen. Wir hatten uns zu einer kleinen Abschiedsfeier getroffen.

Wir tranken aber nicht viel und gingen früh nach Hause. Es war keine Stimmung aufgekommen. Immerhin musste ich vielleicht für sehr lange und ungewisse Zeit meine Alexandra und unsere Kinder verlassen – das belastete mich weitaus am meisten.

Einer meiner Freunde, Ludwig Freiherr von dem Bongart, begleitete mich nach Dahlem. Ich merkte, dass er noch etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, offenbar aber nicht den Absprung fand.

So nahm ich ihn mit in mein Haus und bat ihn, noch etwas zu bleiben. Da beschwor er mich, keinesfalls zu reisen. Das war – weiss Gott – eine grosse Überraschung. Ich war zunächst ganz konsterniert. Sollte ich doch am nächsten Tag bereits die grosse Reise antreten. Per Flugzeug nach Moskau!

Zunächst verstand ich ihn nicht. Es schien mir auch völlig unmöglich, zu so später Zeit noch abzusagen. Liefen doch auch bei den Deutschen in Moskau, in der Mandschurei, in Japan und vor allem in China zahllose Vorbereitungen, zum Teil recht komplizierter Art. – Aber schliesslich machte er eine Andeutung, die unmissverständlich war:

„Wer Dich auf diese Reise schickt, will Dein sicheres Ende, – Dein Verderben. Du wirst geopfert, weiter nichts - - - glaube mir das. Du kommst unter Garantie niemals zurück von dieser Reise! Mehr kann ich Dir leider nicht sagen. Ich kann es nicht."

Das war für mich eine höchst fatale Situation. Umso mehr, als ich genau wusste, dass Baron Bongart ganz bestimmt kein Wort umsonst gesagt hatte. Er sprach sicher nach reiflichster Überlegung und ausschliesslich aus reinster, edelster Gesinnung.

„Was soll ich tun – was meinst Du? "

„Ribbentrop anrufen – und zwar sofort – er ist in Fuschl – seinem Lustschlösschen."

Nach einigem Hin und Her meldete ich ein Gespräch nach Salzburg an. Einer seiner Adjutanten war am Apparat.

Bongart flüsterte mir zu: „Du bist krank – weiter nichts – bist krank und kannst nicht reisen, mindestens drei Wochen lang nicht." „Bitte sagen Sie dem Minister, dass ich aus gesundheitlichen Gründen leider ausserstande bin, morgen zu reisen. Ich bitte ihn daher zu genehmigen, dass meine Ostasienreise erst in sechs Wochen stattfindet."

„Ich werde es dem Minister sagen und Ihnen heute Abend noch Bescheid geben."

„Du wirst sehen", sagte Baron Bongart, „wie sie sich winden – sie wollen, dass Du fährst – Du darfst es nicht – Du hast viel wichtigere Aufgaben!"

Wir warteten kaum eine Stunde. Bongart wiederholte immer und immer wieder seine Warnung. Ich war sehr aufgeregt. Da kam der Rückruf. Der gleiche Referent. Er sagte, der Minister bäte mich dringend, die Reise pünktlich durchzuführen. Falls sich mein Gesundheitszustand wesentlich verschlechtern sollte, könne ich ja einige Tage in Moskau Station machen, wo die Deutsche Botschaft für mich sorgen werde.

Ich sprach dagegen. Leider war mir gleich zu Beginn keine plausible Krankheit eingefallen. So merkte ich, wie die Gegenseite skeptisch wurde. Immer von neuem wurde betont, dass der Herr Reichsminister doch grössten Wert auf meine Reise lege. Und schliesslich sagte er kategorisch: „Der Minister will, dass Sie fahren!"

Da ich aber stur blieb und sagte, ich könne und würde jetzt nicht abreisen, einigten wir uns auf einen späteren Termin. Mir schien es aber, als sei die Gegenseite an meiner Reise zu einem späteren Termin wenig interessiert. Mir war das ganz unverständlich.

Am folgenden Tag sagte ich dann alles ab. Da ich vom Dienst im Ministerium bis auf weiteres dieser Reise wegen suspendiert war, – und es tunlich für mich

hielt, vorerst in Berlin möglichst wenig in Erscheinung zu treten, bot ich mich sogleich an, für einen in Mailand ausgefallenen Redner einzuspringen. Ich reiste noch in der kommenden Nacht.

Am übernächsten Tag ass ich in einem sehr netten Lokal zu Mittag. In der Passage, nahe dem Dom. – Da plötzlich gab es einen grossen Tumult. Schreiende Zeitungsjungen, gestikulierende Gruppen, Aufregung überall. „Krieg mit Russland!"

Wäre ich Ribbentrop's kategorischer Forderung gefolgt, so würde mich die Kriegserklärung gerade im Transsibirienexpress, einen Tag nach meiner Abfahrt von Moskau, erreicht haben.

Nach meiner Rückkehr aus Italien war ich zum ersten Mal seit Monaten wieder draussen bei Dr. Goebbels in Lanke. Er war guter Stimmung. Wir gingen um den kleinen See spazieren und ich berichtete ihm, wie die geplante Chinareise mich das Leben hätte kosten können – oder sollen.

Ohne ein Wort dazu zu sagen, schimpfte er nur masslos auf Ribbentrop. „Weil er keine Ahnung von England hatte, kam es zum Krieg mit England. – Weil er wie jeder bürgerliche Popanz Stalin unterschätzt, haben wir glücklich den grössten aller Gegner. – Und weil er nicht ahnt, was Amerika mit seinem riesigen Rüstungspotential bedeutet, werden wir am Ende auch noch mit denen aneinander geraten. Immer und immer wieder dieser Ribbentrop. Dieser und Hitlers Menschenkenntnis: eine Katastrophe!"

Das war sehr scharf und besorgniserregend. Ich konnte dazu nicht Stellung nehmen. Aber ich bat darum, mich endlich für die Wehrmacht freizugeben, weil ich mich freiwillig zur Division „Feldherrnhalle" melden wollte.

Der Friedensplan unter dem Kopfkissen des Ministers

Da steckten mir in Paris Bekannte einen umfangreichen Plan zu. Er bezog sich auf einen deutsch-französischen Frieden und er stammte von dem französischen Justizminister Deat, einem aufrechten, französischen Patrioten.

Dieser Plan deckte sich weitgehend mit meinen eigenen Ideen. Ich nahm ihn mit nach Berlin. In Berlin fügte ich meinerseits noch Eigenes hinzu, was mir, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, unerlässlich schien. Das ganze war dann zu einem allgemeinen Friedensplan geworden, dessen Schwerpunkt allerdings das deutsch-französische Verhältnis sein sollte. Das entsprach ja auch meiner alten Konzeption: „Paris-Berlin-Moskau".

Ich wollte und konnte diese eminent wichtige Arbeit, deren Bedeutung meines Erachtens weit über meine Zuständigkeiten hinausragte, nicht übers Knie brechen. So habe ich mich denn viele Tage und noch mehr Nächte in meinem Büro eingeschlossen und mich sonst

um gar nichts gekümmert als um ausschliesslich diese eine, allerdings für meine Verhältnisse gewaltige Initiative.

Ich wollte meinen Plan dann über Goebbels an Hitler bringen. Dazu musste ich aber den vorgeschriebenen Dienstweg gehen. Es gab einen „Befehl" Hitlers, der in jedem Büro der Ministerien angeschlagen sein musste – er besagte, dass ein jeder sich nur um das zu kümmern habe, was unmittelbar seinen Arbeitsbereich betrifft. Dieser Befehl war mir jetzt ausserordentlich im Wege, da meine Aktion ganz gewiss nicht meinen unmittelbaren Arbeitsbereich allein betraf. Aber ich sah die weit grössere Verpflichtung, welche ich – wie jeder Deutsche, zumal in Zeiten grosser Not – gegenüber Volk und Reich hatte.

Also musste ich illegal vorgehen. Aber wie? Meine Sekretärin, Frau Guhl, hatte einen ausgezeichneten Gedanken. Ich solle den Plan in der täglichen Referentensitzung der Abteilung „Ausland" – an der als Verbindungsleute zwischen dem Reichsaussenminister und dem Reichspropagandaminister zunächst Dr. Todenhöfer und später Dr. Kurt Georg Kiesinger teilnahmen – vorlesen und auf diese Weise möglichst die ganze Abteilung, mitsamt dem Herren des Auswärtigen Amtes – dafür gewinnen. Ich kann heute nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, welcher der beiden Herren des Auswärtigen Amtes zugegen war. Ich stand mich aber mit beiden recht kameradschaftlich und zweifelte gerade bei diesen nicht daran, dass sie mitmachen würden. Ich konnte aber auch mit dem Vorlesen abwarten, bis dieser Herr die Sitzung vorzeitig verlassen hatte – was häufig geschah, weil der betreffende von unserer Sitzung stets in die geheime Sitzung des Ministers gehen musste, zu welcher wir keinen Zutritt hatten. Zeitlich überschnitten sich diese Sitzungen häufig.

Wenn es mir gelang, den Herrn des Auswärtigen Amtes zu gewinnen, dann war das für meine Aktion vielleicht entscheidender als die Zustimmung meines Ministers. Denn Herr von Ribbentrop schickte als Verbindungsmänner ausgerechnet zu Dr. Goebbels ganz gewiss nur solche, deren besonders zuverlässige nationalsozialistische Gesinnung und Haltung – seines Erachtens – ausser jedem Zweifel war. Er hätte sich ja sonst bei einem der entscheidensten Führer der Partei – in der er, Ribbentrop, nichts war – selbst desavouiert und dadurch sein Verhältnis zu Hitler sehr gefährden können.

Ribbentrop nahm diese Herren daher auch wohlweislich nicht aus dem ehernen Bestand der alten Beamten des Auswärtigen Amtes, sondern aus der „Dienststelle Ribbentrop" oder der Rundfunkabteilung des Auswärtigen Amtes, also solchen Dienststellen, welche mehr parteipolitisch ausgerichtet sein sollten und ihm direkter unterstellt waren.

Gerade im Zusammenhang mit meiner Aktion waren diese Zusammenhänge wichtig, da der dafür entscheidende Botschafter – Abetz – in Paris selbst aus der Dienststelle Ribbentrop und nicht aus dem Auswärtigen Amt hervorgegangen waren. Sowohl Todenhöfer wie auch Kiesinger kannten demzufolge Abetz besonders gut. Ich setzte darauf besondere Hoffnung. Ich durfte damit rechnen, dass der Verbindungsmann – gleich welcher – für meine Aktion sein würde. Wir sahen in ihnen keine Reaktionäre des Auswärtigen Amtes, sondern modern denkende, unbürokratische überzeugte Nationalsozialisten, welche jederzeit bereit waren, um des Volkes und Reiches willen ihren Kopf zu riskieren. Ich glaube, dass alle Herren unserer Abteilung Ausland mit mir der gleichen Meinung waren.

Allerdings – wenn der Verbindungsmann des Aus-

wärtigen Amtes beim Verlesen meines Planes zugegen war, dann musste er noch am gleichen Tage seinem Minister darüber Bericht erstatten – das war sicher. Es konnte also geschehen, dass Ribbentrop früher davon erfuhr als mein eigener Minister. Und das wäre eine Katastrophe gewesen.

Ich glaube, es ist zu Kiesingers Zeit gewesen, denn von Frühjahr 1944 an war ich nur noch bei der Wehrmacht.

Zwei Mal hatte ich mich schon vergeblich bemüht, meinen Plan vorzulesen, immer kam mir etwas dazwischen. Da sprach mich eines Tages der Abteilungsleiter – es handelt sich m.W. um den sehr klugen, menschlich einwandfreien Professor Hunke, der uns allen ein guter Freund war, auf mein „umfangreiches Schriftstück" an. Das war für mich der Startschuss.

„Ich bin überzeugt, dass das, was ich in dieser Ministervorlage bringe, wesentlicher ist, als eine ganze Reihe Konferenzen, gleich, wer an ihnen teilnimmt." - - - „Meine Aufzeichnungen waren im Telegrammstil verfasst und umfassten trotzdem cirka 10 Seiten."

In grossen Zügen handelte es sich um folgendes:

Der günstigste Augenblick für die Einleitung eines allgemeinen Friedensschlusses ist gekommen. Der Anfang muss mit Frankreich gemacht werden, denn dieses Land ist wie nie zuvor zu einem Frieden und zu einem Bündnis mit Deutschland bereit. Frankreich und Deutschland sind die Kernländer Europas. Kommt es zwischen den beiden „Erbfeinden" zu einem guten Frieden, müssen die anderen Völker folgen. Deutschland muss beweisen, dass es gemässigte Forderungen vertritt. Es muss als Sieger grosszügig sein. Nur das ist der wirkliche Sieg des Siegers und der Schlüssel zum Frieden in der Welt. Das muss erreicht werden, bevor sich die USA im Krieg gegen Deutsch-

land festgelegt haben. Bevor Russland uns über ist. Es hat keinen Zweck, Europas Völker in der Abwehr gegen den Bolschewismus zu sammeln, denn Abwehr ist ein Negativum und kann daher nicht das Fundament eines Neubaues sein. Europa darf nicht gegen jemanden – sondern muss für alle wachsen!"
Als Basis sahen wir vor:

Deutschland fordert die alten Reichsgrenzen von 1914 zuzüglich Sudetengau. Es ist zugleich mit einem selbstständigen Österreich nur durch Personalunion des Staatsoberhauptes verbunden. Das Reich erhält seine Kolonien von 1914 zurück, aber unter moderneren Konditionen. Südtirol kommt zu Österreich. Triest wird Freihafen für Österreich und das Deutsche Reich. Deutschland und Österreich garantieren zusammen die Souveränität aller europäischen Staaten und sie schlagen zugleich einen Staatenbund vor. In der Präambel zum Friedensvertrag garantieren Frankreich und Deutschland gemeinsam die Freiheit der Meinung, des Glaubens und des Eigentums. England übernimmt den Schutz Europas auf dem Meere und Europa schützt Englands Interessen auf dem europäischen Kontinent.

Es wurde vorgeschlagen, diesen Gesamtfrieden so schnell wie möglich, und zwar gleichzeitig von Paris und Berlin aus, der Welt zu verkünden und mit einer freundlichen Note an Moskau zu verbinden.

Unser – Deat's und mein – Vorschlag fand allgemeine Zustimmung in der Abteilung. Er löste geradezu Begeisterung aus. Die grosse Frage war nun die: was geschieht, wenn Ribbentrop den Plan vor Hitler zu sehen bekommt?

Die Vorlage wurde vom Abteilungsleiter weitergegeben. Wir warteten. Tage grosser Spannung folgten. Wir warteten Wochen, riefen fast täglich im Vorzimmer des

Staatssekretärs Gutterer an. Vergeblich. Schliesslich, gedrängt auch von meinen Mitarbeitern, fragte ich im Vorzimmer des Staatssekretärs offiziell an – und bekam die Antwort: der Prinz solle sich nicht mit Dingen beschäftigen, die ihn nichts angehen. Im Übrigen sei das Reichspropagandaministerium dafür gar nicht zuständig. Sondern das Auswärtige Amt. Der Vorgang werde zurückgereicht. – Weil ich die Weitergabe an das Auswärtige Amt – was einer Abtretung des Vorganges gleichkam – nicht billigte. Ich konnte allein schon wegen des Minister Deat nicht anders handeln. Ich war verzweifelt und empört zugleich. Ebenso ging es allen meinen Kollegen in der Abteilung.

„Die Idee aber quälte mich nun erst recht. Tag und Nacht. Sie liess mich gar nicht mehr zur Ruhe kommen. Schliesslich fasste ich den Entschluss, entgegen allen Vorschriften, den Plan direkt dem Minister zu unterbreiten. Ich bat diesen und jenen mutigen Mann, mir zu helfen. Aussichtslos. Alle vertrösteten mich.

Eines Tages war ich „zufällig" mit dem Fahrer des Ministers in der grossen Garage des Ministeriums zusammengetroffen. Ich weihte ihn ein, denn er war mir als ein anständiger Kerl bekannt. Ich holte meinen grossen Plan und übergab ihn ihm. Er versprach mir, das Schriftstück dem Minister ins Schlafzimmer, – ins Bett, unter das Kopfkissen zu legen. – Damit es niemand sonst zu sehen bekommt und der Minister es ganz sicher empfängt. So etwas war noch nie geschehen.

Von nun an stand jedenfalls fest, dass Dr. Goebbels den Plan bestimmt bekam – und auch lesen werde. Wieder vergingen Tage grausamen Wartens. Jetzt konnte ich noch nicht einmal in der Abteilung darüber sprechen. „Er hat ihn", sagte der Fahrer Rach – und das war alles.

Sehr bald wurde ich privat zum Minister gebeten. „Wir tranken sehr gemütlich gemeinsam seinen geliebten Tee und der „Doktor" erzählte die neuesten Witze, von denen er stets viele auf Lager hatte. Er wollte mich scheinbar auf die Folter spannen. Und dann unterhielt er sich eingehend mit mir über Witze. „Sind sie besonders gut, dann stammen sie auffallend oft von Juden – ich habe schon oft darüber nachgedacht, woher das wohl kommen mag – ich weiss es nicht. Der Jude – und das imponiert mir an ihm – macht sogar mit Vorliebe Witze über sich selbst. Er versteht es, sich zu karikieren – das ist einfach fabelhaft. Ich wollte, wir Deutsche hätten auch diese Eigenschaft. Erstens macht sie sympathisch – und zweitens wäre es für mich viel leichter, Propaganda zu machen. Aber, was glauben Sie, würde passieren, wenn ich mich unterstehen würde, Deutsche zu karikieren. Dass wir dadurch beliebt werden könnten, in der Welt, das glaubt mir nicht ein einziger deutscher Spiesser. Der Spiesser bildet sich so viel auf seine Würde ein, weil seine Würde eine Einbildung ist." Er war zweifellos guter Laune. Aus dieser heraus bestellte er sein Pferdegespann. Das hatte ich noch nie erlebt. „Haben Sie Mut mitzukommen, wenn ich selbst kutschiere? " fragte er mich skeptisch. Ich log: „Ja!" Alles Europas wegen.

Die Pferde waren ein Geschenk von Dr. Ley. Die Wege waren ausserordentlich schlecht. Aber Dr. Goebbels brauchte keinen Weg, um mit dem Wagen zu fahren, – er fuhr nur „zufällig" manchmal auf dem Weg. Auch schien es, als sei er der Meinung, dass zwei Räder vollkommen ausreichend seien für ein schnelles Fahren. Wenn der Wagen um ein Haar umkippte, tat er nichts anderes, als mich mit ein ganz wenig lächelndem, spöttischem Gesicht von der Seite anzusehen. Wahrscheinlich dachte er: ich werde doch mal sehen was der „Prinz Schaumburg" alles hinnimmt, um von mir etwas über seinen

Vorschlag zu hören.

Seine Art zu fahren war ein einziger Beweis dafür, dass er von Pferden nichts verstand. Es kam ihm nur auf die Schnelligkeit an. Als die Pferde abhauen wollten und im Karriere durch den Wald rasten, – der Wagen von Wurzel zu Wurzel geworfen und bereits bedenklich zu krachen begann, sagte er zu mir: ,,Wenn sie toben wollen, muss man nur die Zügel schiessen lassen. Luft geben. Ihnen die Zügel ganz einfach auf den Rücken werfen. Für die ist das ein Vertrauensbeweis. Das sind anständige Tiere, verstehen Sie. So – sehen Sie? Ich bin ganz anderer Meinung als Herr Himmler!!!"

Ich versuchte mehrmals das Gespräch auf das Thema Frankreich zu bringen. Aber er wich jedes Mal derart geschickt aus, dass ich mein Ziel immer wieder weit verfehlte. Wir kehrten schliesslich ins Haus zurück, ohne das auch nur ein einziges Wort zum Thema gefallen wäre. Als wir aber eben ins Haus eintreten wollten, blieb er auf der Schwelle stehen und sagte langsam, jedes einzelne Wort genau abwägend und, fast möchte ich sagen, mit einem väterlichen Wohlwollen: ,,Mein lieber Prinz Schaumburg, unters Kopfkissen kann ich mir nur ein einziges Mal etwas legen lassen. Bitte merken Sie sich das! Sie haben zwar recht – was von mir aus dazu getan werden kann, geschieht. Aber es hat keinen Sinn mehr, glauben Sie mir das."

Bestürzt sagte ich, ohne es mir eigentlich überlegt zu haben: „Das ist ja entsetzlich!"

Und ich glaube, dass er leise „ja" gesagt hat.

Nahe den Mächtigen – aber fern der Macht

Ich war eines der ersten hunderttausend Mitglieder der NSDAP, mit der Nummer 95 146. Also Träger des Goldenen Parteiabzeichens. Die Angehörigen der Parteigliederungen und sogar, – was ich falsch fand – die Angehörigen der Wehrmacht, mussten mich grüssen.

Ich war Beamter des Deutschen Reiches. Nach 12 Dienstjahren noch Ministerialrat – also in Anbetracht der in Aufbauzeiten immer weit grösseren Erfolgsmöglichkeiten relativ wenig.

Sogar das Urteil des Verwaltungsgerichts in letzter Instanz bestätigte mir, dass ich ein einwandfreier Beamter gewesen bin und dass ich nicht bevorzugt befördert wurde.

Interessanterweise reüssierte ich in der Partei und ihren Gliederungen aber noch weniger als im Staatsdienst. Diese Tatsache im Zusammenhang gesehen mit derjenigen, dass ich Ehrenzeichenträger war und ein beliebter Redner und Schriftsteller – war wohl einmalig. – Ein Jahr nach der „Machtergreifung" hatte ich – obwohl

„Persönlicher Adjutant des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda" – in der SA, der ich seit 1932 angehörte, es nur zum Obertruppführer gebracht und in der Partei war ich gar nichts. Obertruppführer entsprach in etwa dem Unteroffizier der Wehrmacht.

Mein Vetter Prinz August Wilhelm von Preussen war zu der Zeit Oberführer der SA – das war etwas mehr als der Oberst der Wehrmacht. Ausserdem war er Preussischer Staatsrat und Mitglied des Reichstages. – Mein Vetter Prinz Philipp von Hessen war damals Oberpräsident der preussischen Provinz Hessen-Kassel und auch höherer SA-Führer. – Mein Vetter Prinz Christoph von Hessen leitete das Forschungsamt des Preussischen Ministerpräsidenten, welches eine höchst vertrauenswürdige Position war, und er war SS-Standertenführer – was dem Oberst der Wehrmacht entsprach. Das war alles ganz in Ordnung, unterstrich aber umso mehr die Behandlung, welche mir zuteil wurde. Zumal keiner der genannten während der ersten Jahre einen so engen Kontakt zu Hitler hatte wie ich.

Ich ahnte wohl die wahren Zusammenhänge, kannte sie aber nicht. Erst gegen Ende des Krieges erfuhr ich immer mehr, dass meine Gegner einer der höchsten SS-Führer, Dr. Ley und Martin Bormann waren. Gegen diese Kombination war natürlich auch Dr. Goebbels machtlos. Was Hitler davon erfuhr, weiss ich bis heute nicht. Dass er mich vor 1933 „unwiderruflich" selbst aus der NSDAP ausgeschlossen hatte, erfuhr ich erst gelegentlich meiner Beförderung zum Oberregierungsrat durch den Reichsleiter Bouhler - Hitler hat es bestimmt nicht gewusst, sonst wäre er nicht jahrelang fast täglich so ungezwungen mit mir zusammen gewesen. Man hatte in der obersten Parteiführung seine Unterschrift gefälscht.

Dass ich in Anbetracht dieser Tatsache, insbesondere ab meiner Beförderung zum Oberregierungsrat, recht

misstrauisch wurde der Partei gegenüber, der ich half, zur Macht zu kommen – ist wohl verständlich. Unsere Partei und unsere Revolution waren für mich zweierlei geworden. Und bald schon war ich dann soweit, dass in meinen Augen die Partei als Feind der Revolution erschien. Wie mir erging es sehr vielen Angehörigen der Alten Garde. Wenn wir trotzdem dabei blieben, so deshalb, weil wir Adolf Hitler nicht der Partei preisgeben und dadurch für die Revolution verlieren wollten. Je mehr uns die Partei enttäuschte, umso mehr setzten wir darauf, dass er eines Tages mit den Idealen unserer Revolution dem schändlichen Missbrauch der durch sie allein gewonnenen Macht ein jähes Ende bereiten würde. Es gab immer wieder Äusserungen von ihm, die uns in dieser Hinsicht fest auf ihn vertrauen liessen. Es war mir schliesslich gleich, welchen Rang ich hatte, weil ich bemerkte, dass mein Ansehen gerade durch die Behandlung, welche mir zuteil wurde, weit über meinen Rang hinausgewachsen war.

Als ich 1944 vorübergehend von der Wehrmacht aus besonderem Anlass als Redner eingesetzt wurde und – zusammen mit dem 140 Mann starken Musik- und Spielmannszug der Panzergrenadier-Division „Feldherrnhalle", der ich angehörte, unwahrscheinlich erfolgreich war – da liess mir der Reichsführer SS mitteilen: wenn ich nicht ab sofort das Reden einstellte, würde ich „liquidiert" werden – was das bedeute, sei mir hoffentlich klar – ansonsten habe der Überbringer dieses Befehls – von Beruf Rechtsanwalt – mir dies zu erläutern. – Ich liess dem Reichsführer SS – durch den gleichen Herrn – antworten: er sei herzlich eingeladen in wenigen Tagen auf dem Rathausplatz in Stuttgart meine nächste öffentliche Rede anzuhören, vermutlich würden cirka 30 000 Menschen dabei anwesend sein! - - - Die dreissigtausend waren dann anwesend und sehr begeistert, der Reichsführer war nicht erschienen.

Am 17. Juli 1944 wurde mir auf persönlichen Befehl Adolf Hitlers mitgeteilt, dass ich mich sofort jeden öffentlichen Auftretens zu enthalten habe, mich auf meinen Hof in Oberösterreich zu begeben habe und dort „bis mindestens Kriegsende" bleiben müsse. Falls ich ausnahmsweise den Hof kurzfristig verlassen wolle, sei dies nicht ohne ausdrücklicher Genehmigung durch den Abschnitts-Führer des SD möglich, dieser befinde sich in Linz.

Nicht einmal Dr. Goebbels konnte bei Reichsleiter Martin Bormann erfahren, ob diese Massnahme – welche doch seinen Beamten traf – von Adolf Hitler gegen mich oder zu meinem Schutz vor Himmler getroffen wurde – ich vermute Letzteres.

Eine grosse Zahl von Versuchen, mir einen angemessenen Posten zu geben, waren allesamt fehlgeschlagen, obwohl sich Dr. Goebbels stets für mich eingesetzt hat, ebenfalls der Stabchef der SA. – Bekanntlich wurde sogar aus dem „König von Island" nichts. Ribbentrop war inzwischen ein hoher SS-Führer geworden.

Als ich Dr. Goebbels zum letzten Mal sprach – das war am 5. April 45 – in seiner Wohnung in Berlin, sagte er mir u.a.: „Sie sind nie etwas geworden – es war nicht meine Schuld. Ich weiss nicht, warum man Sie so behandelt hat. Ich weiss nur, dass es Unrecht war, Sie so zu behandeln – und dass es ausserdem töricht war. - - - Aber – vielleicht werden Sie gerade dadurch für spätere, viel wichtigere Aufgaben aufgehoben – es wird schon einen Sinn haben, Prinz Schaumburg, – es hat sicher einen Sinn! Ärgern Sie sich nicht über das, was war, – glauben Sie an das, was kommen muss!"

Wenn dieses Kapitel nicht deutlich zeigt, dass alles im Rahmen einer gewaltigen, für uns Menschen zunächst oft kaum oder gar nicht verständlichen Ordnung be-

stimmt wird, welche später, zu gegebener Zeit aber
stets sich als solche offenbart – dann hätte es keinen
Sinn gehabt, dieses Buch zu schreiben.

Der Attorney General

In meinem Buch „DAMALS FING DAS NEUE AN" – Verlag Hans Pfeiffer, Hannover – habe ich wohl zur Genüge aufgezeigt, wie undemokratisch und zum Teil auch unmenschlich wir ehemaligen Nationalsozialisten nach Abschluss des Waffenstillstandes während der ersten Nachkriegsjahre, die man „Frieden" nannte, von den „Siegern" fremder und auch deutscher Herkunft behandelt worden sind.

1946 habe ich anfangs noch als besonders unerklärlich und einen unglücklichen „Zufall" angesehen, dass ich ausgerechnet in die Hände des amerikanischen Hauptanklägers Kempner geriet. Zwar lediglich als Zeuge, – aber – wie er selbst nicht selten betonte: hier kann man sehr schnell aufhören Zeuge zu sein und Angeklagter werden."

Ich hatte den Eindruck, dass der Attorney General der USA der gefürchteteste Mann im Military Tribunal zu Nürnberg war. Es gab Feldmarschälle, welche zitterten, wenn sie zu ihm zum Verhör gerufen wurden. Und ich glaube, kein einziger von uns ist ganz ruhig geblieben, wenn die Wachen zur Vernehmung abholten und

dabei der Name Kempner fiel.

„Das Schwein", – „dieser verfluchte Kerl" – so hiess es bei uns im Zeugenhaus immer wieder, wenn von ihm die Rede war.

Alte Nationalsozialisten machten, meines Erachtens paradoxerweise dem, der sich selbst als Jude vorstellte, zum Vorwurf, dass er es als Deutscher wage, Deutsche anzuklagen und ihren Tod zu verlangen. Er hatte ja einmal selbst geglaubt Deutscher zu sein – dass er es nicht sein kann, das hat er ja erst durch die Nationalsozialisten beigebracht bekommen. Daraufhin wurde er Amerikaner. Um jetzt von Nationalsozialisten zu erfahren, dass wir ihn für einen Lumpen halten, weil er als Amerikaner handelt, – und eben nicht als Deutscher.

Ich bin immer der Meinung gewesen, dass man bemüht sein muss, seine Gegner richtig zu sehen. Dann läuft man am wenigsten Gefahr, grosse Fehler zu begehen, welche stets zurückschlagen. Wenn ich aber nach diesem Prinzip den Fall Kempner beurteile, so kann ich ihn längst nicht so negativ beurteilen wie jene nichtjüdischen, nicht aus Deutschland emigrierten Staatsanwälte und Richter des Military Tribunals, welche von Haus aus keinerlei Grund zu Hass haben konnten. Ganz zu schweigen von jenen Lumpen deutscher Nationalität, welche in Nürnberg zu jeder Ehrlosigkeit bereit waren, auch wenn es nur um einige Zigaretten oder Mahlzeiten ging. –

Ich habe Kempner zugute gehalten, dass er diesen furchtbaren Posten nahm, weil er glaubte, auf Grund seiner Kenntnis deutscher Verhältnisse manches Unrecht vermeiden zu können. Dass seine Kenntnisse – mehr oder weniger begreiflicherweise – zum erheblichen Teil auf Voreingenommenheit und amerikanischer Greuelpropaganda beruhten – also sehr lückenhaft sein

mussten – zumal im Kriege, der vieles veränderte in Deutschland – können wir ihm nicht vorwerfen. Er war Emigrant und versuchte natürlich seine neue Heimat so gut und glaubwürdig wie möglich zu sehen, – zumal im Kriege. Er hatte sicher den Willen, dieser neuen Heimat besonders treu zu dienen – nur so konnte sie ihm nämlich wirklich zur Heimat werden, zumal die Juden es nie leicht in den USA gehabt haben.

Im Verlauf der vielen Vernehmungen verstand ich mehr und mehr, dass dieser Mensch – wie es mir schien – zwischen der Absicht,gerecht zu sein – und Deutschenhass hin und hergerissen wurde.

Sein Deutschenhass bekam nämlich in Nürnberg neue Nahrung. Und zwar sicher aus einer Richtung, mit der er zumindest in diesem Masse nicht gerechnet hatte. Das habe ich gemerkt, als er einmal sehr leidenschaftlich erwähnte, welch ekelerregende Beispiele von Charakterlosigkeit er erleben müsse „bei diesen Deutschen". Aus seinen Worten ging eindeutig hervor, dass er dabei an jene dachte, die einst grosse Männer im Dritten Reich, jetzt um ihrer eigenen Haut willen alles, auf das sie einst geschworen, in Grund und Boden verdammten und verleumdeten – und sich sogar nicht scheuten, durch ihre Lügen alte Kameraden zu vernichten.

Es muss tatsächlich grauenhaft gewesen sein, zu erleben, wie wir fortgesetzt von „Deutschen" ausserhalb – und innerhalb der dicken Mauern unseres Kerkers verleumdet wurden – beim Tribunal, beim Attorney General. Männer und Frauen höchster Ränge, angesehenster Namen gaben sich seine Türklinke gegenseitig in die Hand – oft lediglich aus den primitivsten Rachegelüsten und um sich ein Alibi zu verschaffen. Die hätten uns am liebsten lebendig begraben, um dann auf unseren Gräbern zu tanzen.

Kempner hat etliche von ihnen durchschaut – und

dann nicht mehr angehört. Aber er hat durch sie vielleicht das letzte bißchen Achtung vor unserem Volk verloren.

Natürlich war Kempner für mich stets ein Gegner, aber verachten, hassen konnte ich ihn nicht. Jene Verleumder aber habe ich aus tiefstem Herzen verachten gelernt, denn sie waren als Deutsche geboren, um als Deutsche zu leben.

Kempner hätte gern vieles von mir gehört, um es auswerten zu können gegen mich und andere. Das war seine Aufgabe als Ankläger. Er hat sich dazu amerikanischer Methoden bedient. Er war ja jetzt Amerikaner und stand in Diensten des amerikanischen Staates. – Aber er hat mir, davon bin ich überzeugt, eher als ein Plus denn als ein Minus angerechnet, dass ich ehrlich bemüht war, als Deutscher und ehemaliger Nationalsozialist vor jenem Tribunal unserer Gegner das Möglichste für mein Volk und Vaterland zu tun. Ich bin auch überzeugt, dass Professor Kempner in seinem Innern viel mehr Achtung vor Göring hatte denn vor Gauss, Bach-Zelewsky, Frank und anderen dieser Art.

Der Fall Kempner hat mich damals im Gefängnis veranlasst, sehr viel über die Judenfrage nachzudenken. In diesem Fall erschien meines Erachtens die Judenfrage in einer ganz besonderen Tragik. Ich meine das rein menschlich. Und zwar auch dann, wenn von alle dem, was man uns Deutschen in dieser Beziehung nach dem Krieg angelastet hat, tatsächlich nur ein geringer Teil stimmen sollte – und die anderen mindestens gleiche Untaten zu verantworten haben. Abschliessend muß ich daher sagen, dass es letzthin ein Vorteil für mich gewesen ist, gerade dem Hauptankläger der Amerikaner ausgeliefert zu werden. Ich habe auf diese Weise sehr viel gelernt, was ich wahrscheinlich sonst niemals hätte lernen können. Und was mir während der letzten zwei

Jahrzehnte im Zusammenhang mit meinem politischen Wollen, Tun und Glauben wertvoll ist.

Auch das ist also keineswegs ein Zufall gewesen, sondern eine äusserst fein eingefädelte Erziehung.

Meine Frau, – Alexandra – durfte mich im Nürnberger Gefängnis besuchen. Natürlich durften wir nur ganz kurze Zeit miteinander sprechen und auch das nur in Gegenwart der Wachen und getrennt durch ein sehr engmaschiges Drahtgitter. Da flüsterte sie mir zu: ‚Wir wissen ganz sicher, dass alles gut geht – es kann nicht anders sein – Du musst es auch wissen: Deine Zeit kommt noch, verlass Dich drauf!" Das war eine ungeheure Hilfe. Da war nicht mehr das geringste vom „Zufällig" übrig.

Jenen törichten Wichtigtuern, welche heute nicht genug von der „notwendigen Umerziehung des Volkes und Bewältigung der Vergangenheit" sprechen können, möchte ich gerade hier sagen – am Ende dieses Kapitels: – es wird immer nur eine einzige Möglichkeit geben, die Vergangenheit zu bewältigen – und zwar in Ehren – das ist,indem man die Menschen auf die ewigen Gesetze der Natur und ihre ethische Bedeutung verweist und sie auffordert,dementsprechend zu denken und zu leben! Aber – wie sagt doch Oswald Spengler (Untergang des Abendlandes, 1. Band, Seite 197):

„Die gewöhnliche Geschichtsschreibung wird immer beim Zufälligen stehen bleiben. Dies ist – das Schicksal ihrer Urheber, die geistig mehr oder weniger innerhalb der Menge bleiben. Vor ihrem Auge fliessen Natur und Geschichte in eine höchst populäre Einheit zusammen und der „Zufall", sa sacree Majestele Hazard", ist für den Mann das Verständlichste, was es gibt."

Sehr private Gespräche mit prominentesten Menschen verschiedenster Richtungen

Man schreibt im allgemeinen Geschichte nach dem Ablauf der grossen „historischen Ereignisse". Einst waren das meist Schlachten, bei denen die Tapferkeit der Soldaten sowie die Klugheit und Ehre der Feldherrn entschieden - - - heutzutage sind es grosse Geschäfte, bei denen die Armeen nichts als Werkzeuge des Welthandels sind – und somit Tapferkeit und Ehre eher im Wege stehen, weil alles nach Bezahlung geht. Früher ging es darum, ob die Ereignisse „historisches Format" genug hatten, um „in die Geschichte einzugehen". Darum konnte nur Geschichte schreiben, der selbst Format genug besass, um darüber befinden zu können. – Heute schreibt man Geschichte so gut, wie sie für die Tagespolitik am brauchbarsten scheint – wie man glaubt, mit ihr am leichtesten „umerziehen" zu können. Die Geschichtsschreibung wurde vom Tabu zum Werkzeug.

Und warum ist das so? Weil in grossen Zusammen-

hängen nicht mehr die einzelnen Menschen als Träger des Geschehens erscheinen – sondern die Masse. Die Anonymität also an Stelle der Persönlichkeit. Das Zufällige an Stelle der Ordnung. Diejenigen, welche zuerst marschierten, haben dann den Krieg gewollt und sind am Kriege schuld – nicht etwa diejenigen, welche jahrelang darauf hinarbeiteten und jene Situation herbeiführten, aus der es für den anderen keinen Ausweg mehr gab.

Wenn Kaiser Franz Joseph die Ermordung des Kronprinzen, ausgerechnet in Serbien, ohne weiteres hinnahm, war die Existenz des ohnehin gärenden Vielvölkerstaates Österreich-Ungarn auf das Äusserste gefährdet. – Als Polen den ausserordentlich entgegenkommenden Vorschlag des Reiches zur Regelung des Ostpreussenproblems plötzlich wider Erwarten ablehnte, nachdem es eben noch bereit war, ihn zu akzeptieren, war Englands Garantie fällig und England hatte den Grund zur Liquidierung der deutsch-englischen Verträge, also zum Kriege mit Deutschland. – Beide Weltkriege waren von langer Hand geplant und vorbereitet. Beim zweiten Weltkrieg traf Deutschland die Schuld noch weniger, als beim ersten.

Dr. Goebbels hatte an der Deutschen Botschaft in London einen guten Kenner englischer Mentalität und britischer Politik – den Oberregierungsrat Dr. Fritz-Randolph. Er hat von Anfang an in seinen Berichten darauf hingewiesen, dass Botschafter von Ribbentrop nicht der für die Engländer geeignete Mann sei – und dass er die Engländer völlig verkennt. Fritz-Randolph hatte in England bessere Verbindungen und benutzte daher jede Gelegenheit in Berlin zu warnen. Ich erinnere mich sehr genau daran, weil er fast immer auch zu mir kam, wenn er in Berlin sein konnte und wir oft darüber sprachen, dass das Reich, als Ribbentrop in London

anfing, in England mehr Sympathien hatte denn je zuvor – dass sie dann aber in kurzer Zeit verspielt wurden und die unbedingt gegnerische Clique schnell und für immer Oberwasser bekam. Das war der Anfang des Krieges, denn Hitler war von Ribbentrop begeistert, die massgeblichen Engländer nahmen ihn nicht ernst.

Als ganz junger Mensch lebte ich längere Zeit in der deutschen Botschaft in London. Damals lernte ich Herrn Stahmer, – einen typischen Hamburger – kennen. Er war zur Zeit der Weimarer Republik – der deutsche Botschafter und quasi mein Gastgeber. Er war einer jener seltenen Menschen, die ebenso selbstbewusst wie bescheiden aufzutreten verstehen – und das war dort gerade das Richtige. Der hatte es nicht nötig,pompöse Feste zu veranstalten – das können die Engländer mindestens ebenso gut. Der hätte auch niemals den englischen König mit dem Hitlergruss begrüsst, wenn er an Stelle Ribbentrops noch Botschafter hätte sein können. Aber der hätte Berichte nach Berlin geschickt, welche denen Fritz-Randolphs ähnlich gewesen wären – und dadurch wahrscheinlich viel Unglück vermeiden helfen. Stahmer war ein souveräner Mensch.

Man sollte eben in der Politik – wie in der Geschichte – von den Menschen ausgehen. Wer das tun will, ist gezwungen, die Menschen zu studieren und zwar vornehmlich die ihm gegnerischen. Nur wer die Menschen von ihrer Natur her versteht, wird sie richtig verstehen. Er kann sie trotzdem zu Gegnern haben, aber es wird kein Hass dabei sein. Und das ist sehr wichtig, denn hassende Menschen sollten niemals Politik betreiben.

Ich finde es dumm und ausserdem unfair,Menschen zu verurteilen, die ich nicht kenne. Ich freue mich, wenn ich von einem Menschen Gutes höre – und empfinde es unangenehm, wenn mir Schlechtes über ihn berichtet wird. Immer aber will ich mir selbst ein Urteil machen.

Damit ich zu diesem Standpunkt komme, habe ich besonders viel in meinem Leben unter böswilligen Verleumdungen zu leiden gehabt. Ich habe zu spüren bekommen, wie weh das tut und wie ausserordentlich schwer es ist, sich dagegen zu behaupten, denn die Lüge ist in dieser Menschheit sehr viel beliebter als die Wahrheit.

Ich habe nicht das Recht, mich einen Historiker zu nennen. Aber ich darf behaupten, dass ich mich stets bemühte, gerade die bedeutendsten unter den Menschen unserer Zeit – soweit ich sie selbst erleben durfte – als Menschen zu sehen und zu werten. Wenn alle das täten, würde es die meisten der heute ständig diskutierten und ausgeschacherten „Schuldfragen" gar nicht geben!

Das diesbezügliche Facit vieler, höchst ereignisreicher und wechselvoller Jahrzehnte meines Lebens ist, – dass ich keinen einzigen der bedeutendsten Revolutionäre dieses Jahrhunderts einen Verbrecher nennen kann, denn keiner von ihnen wollte bewusst Böses – jeder von ihnen kämpfte im guten Glauben. Vielleicht verblendet, aber ohne Schuld. Das gilt für Getulio Vargas wie für Benito Mussolini, für Dr. Goebbels wie für Ernst Torgler und auch für Adolf Hitler.

Ganz gleich wie wir heute und morgen zu Adolf Hitler stehen, wir müssen zugeben und feststellen, dass es – wahrscheinlich seit Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen – keinen für uns Deutsche interessanteren Deutschen gegeben hat. – Dass gerade ich ihn menschlich so gut und unvoreingenommen erlebte und zwar zu seiner besten Zeit, das ist gewiss kein Zufall gewesen. Es zwingt mich aber, über ihn die Wahrheit zu sagen. Soweit und in dem Rahmen, wie ich es verantworten kann – und daher zu tun meines Erachtens verpflichtet bin.

Zu all dem zu diesem Thema bereits in meinen frühe-

ren Büchern gesagten möchte ich noch einige kleine Erlebnisse skizzenhaft erscheinen lassen, welche – an-sich verhältnismässig unbedeutend – ein Licht auf den Menschen werfen, den Menschen als solchen – und nur so gewertet sein wollen.

*

Der Smoking: Es war im Jahr 1933. Ich war zu früh zu ihm gekommen. Dr. Goebbels hatte mir eine falsche Zeit gesagt. Daher war ich bei Hitler allein. Er nahm die seltene Gelegenheit wahr, bescheiden, aber ohne jegliche Verlegenheit eine Frage an mich zu richten: „Durchlaucht, würden Sie so freundlich sein, mir mit einem Rat zu helfen? Ich muss mir endlich einen Smoking machen lassen. Das heisst, ich habe ihn mir schon machen lassen. Ich brauche ja solch ein Ding. Es lässt sich nicht ändern. Das ist nun einmal so. – Wenn ich ihn aber anziehe, dann will ich einwandfrei erscheinen. Meine Leute verstehen nichts davon und können mir nicht raten. Sie aber wissen sicher genau Bescheid. Bitte besorgen Sie mir die richtigen Smoking-Schlipse. Wissen Sie, solche wie sie in der „besten Gesellschaft" getragen werden. Wie Sie sie selbst tragen. Sie wissen bestimmt, wo man sie bekommt. Bitte seien Sie so nett und tun Sie das unauffällig und geben Sie sie mir. Da wäre ich Ihnen sehr dankbar! Es geht ja sonst niemanden etwas an. Verstehen Sie? Ich möchte nicht falsch verstanden werden. Auch Kleinigkeiten können wichtig werden." - - - Ich besorgte ihm die Schlipse und er trug sie. Solche zum Selbstbinden natürlich und nach der neuesten internationalen Mode. Als ich ihn zum ersten Mal damit sah, lächelte er mir heimlich dankbar zu. Es blieb ein kleines, nettes Geheimnis zwischen uns.

*

Mit Hitler im Strassengraben: Der Sommer 1933 war sehr warm. Wir kamen viel herum. Aber selten ausserdienstlich. Schon drei Mal wollte Hitler sonntags ins Grüne fahren. Jedes Mal machten ihm wichtige Regierungsgeschäfte im letzten Augenblick einen Strich durch die Rechnung. Endlich schien es so weit zu sein. Dr. Goebbels wollte, dass wir es tun. „Er hat es dringend nötig", sagte er. Um 12 Uhr wollten wir starten. Mit vier Autos. Alle standen startbereit im Hof der Reichskanzlei. Das Warten war sehr enervierend. Meine Frau war dabei. Frau Goebbels, Leni Riefenstahl und Fräulein Maria Goebbels (Schwester des Ministers). Selbstverständlich die Adjutanten des Führers, der Hausintendant Kannenberg und das Begleitkommando, vier Mann. – Gegen 14 Uhr ging es endlich los. Richtung Norden. In schneller Fahrt nach Heiligendamm. Dort angekommen, mussten wir feststellen, dass es für uns unmöglich war, im Hotel etwas zu essen. Wir sassen alle an einem langen Tisch, aber kein einziger der Kellner brachte es fertig, uns eine Speise zu servieren, weil der Tisch von Autogrammjägern dermassen umlagert war, dass sich ein Durchkommen als unmöglich erwies. Alle Bitten und Ermahnungen blieben erfolglos. Schliesslich beschloss Hitler,aufzubrechen und zurück zu fahren nach Berlin. Der so lange ersehnte freie Sonntag schien restlos verpatzt. – Da kam einer auf dem Rückweg auf die Idee, eine Picknickpause zu machen. Kannenberg hatte für alle Fälle Vorbereitungen getroffen. Hitler war begeistert. Wir stoppten in einer heideartigen Gegend. Sie sagte uns besonders zu. Wir liessen uns alle im Strassengraben nieder. Auf Decken, welche wir aus den Autos holten. Kannenberg servierte belegte Brote, reichte Limonade und Bier. Alle waren sehr vergnügt. Hitler selbst fand es ganz herrlich. – Als es zu dämmern begann, setzten sich die Fahrer und die Männer zusammen und sangen alte Landsknechts- und Soldatenlieder.

Kannenberg begleitete sie mit seiner Gitarre. Jeder von uns sang mit,so gut er eben konnte. Auch Hitler selbst und Dr. Goebbels. Und natürlich die Damen. Es war ausserordentlich gemütlich, stimmungsvoll, harmlos und nett. Und das Ganze im Rahmen der schönen norddeutschen Heidelandschaft, wie sie auch im Mecklenburgischen manchmal anzutreffen ist – Erst in der Nacht kehrten wir wieder nach Berlin zurück.

■

Nehmen Sie es mir nicht übel, Durchlaucht! Es war anlässlich der Gründung der Reichskulturkammer. In Berlin, in der Philharmonie. Man hatte alle grossen Künstler der Nation eingeladen. Und alle grossen Wissenschaftler. Die geistige Elite des deutschen Volkes war, soweit nicht emigriert, vollzählig vorhanden. Um zusammen mit Adolf Hitler der deutschen Kultur zu dienen. Sie zu fördern und zu schützen. Noch nie hatte ein Staat solches unternommen. Die Reichskulturkammer hatte nichts mit der Partei zu tun, sondern war ausschliesslich eine Institution des Staates. Die Partei hatte – davon ganz unabhängig – ihre eigenen kulturellen Einrichtungen. Auf diese Weise war es möglich, dass Nichtnationalsozialisten – ja sogar mehr oder weniger ablehnende Personen, welche es in diesen Kreisen gab – führendste Positionen in der Reichskulturkammer innehaben konnten. Es gab unter den grossen Künstlern und Wissenschaftlern verhältnismässig sehr viele, welche die nationalsozialistische Partei ablehnten, aber Hitler persönlich bewunderten.

Veranstalter war der Reichspropagandaminister. Ich, als sein Adjutant, hatte ständig in nächster Nähe von ihm zu sein. So erlebte ich dann auch, wie alle die Grossen dem „Führer und Reichskanzler" vorgestellt wurden. Ich musste es sogar zum Teil selbst tun. Auf diese Weise lernte auch ich alle kennen. Viele kannte

ich schon zuvor. – Am Abend dieses Tages waren wir, wie so oft bei Hitler. Da sagte er zu mir, er fürchte,mich gekränkt zu haben. Ich wusste zunächst gar nicht, was er damit sagen wollte. Es handelte sich um den weltberühmten Dichter Gerhard Hauptmann. Hitler sagte: Hauptmann sei ganz gewiss kein Nationalsozialist. Im Grunde seines Herzens sei er wohl eher ein Marxist. Auch habe er doch wohl recht enge Beziehungen zum Judentum. Seine Werke aber seien aus der deutschen Literatur nicht wegzudenken. Gerhard Hauptmann werde noch Vieles schaffen, es sei für Deutschland gut, ihn nicht gegen, sondern für sich zu haben. Darum habe er ihn eingeladen und besonders begrüsst – wenn er auch ganz anders eingestellt sei. „Was er mir sagte, Doktor, war übrigens ganz erstaunlich. Er schien tatsächlich tief ergriffen. Er sprach zu mir, mit Tränen in den Augen und in einer sehr herzlichen Art. Wer weiss, vielleicht wird er einmal gerne mit uns arbeiten." Die politische Einstellung, wenn sie nicht gerade volksfeindlich sei – und das könne man bei ihm nicht erwarten – habe mit der Bewertung seiner Kunst nichts zu tun. „Doktor", sagte er zu Goebbels, passen Sie auf, dass subalterne Beamte aus der Reichskulturkammer keine politische Institution machen – passen Sie auf!" Dann wandte er sich wieder mir zu und sagte, mir sei seine Begegnung mit Gerhard Hauptmann sicher unangenehm gewesen. Er könne das verstehen. „Nehmen Sie es mir nicht übel, Durchlaucht!" sagte er. – Denn er wusste, – woher, weiss ich nicht – dass Gerhard Hauptmanns Sohn Benvenuto, vierzehn Tage mit meiner Schwester verheiratet gewesen war, bis die Ehe für nichtig erklärt wurde. Unsere ganze Familie lehnte diesen Mann seines Verhaltens wegen restlos ab. Zwischen dem Vater Hauptmann und mir wurde der Name Benvenuto – Hitlers wegen – nie erwähnt.

*

Der einsame Leichenwagen: Alljährlich fand – während Hitlers Zeit – auf dem Bückeberg bei Hameln das Erntedankfest der deutschen Bauern statt. Denn drei Stände galten damals besonders viel: die Arbeiter – die Bauern – und die Soldaten. Hitler sprach gern von den drei Säulen, auf denen ein gesunder Staat ruhe.

Als wir 1934 in der Wagenkolonne Hitlers vom Bückeberg zurückfuhren – unmittelbar hinter seinem Wagen – da sahen wir von rechts auf einer kleinen Nebenstrasse – durch schier endlos reichende, abgeerntete Felder kommend – einen Leichenzug sich nähern. Ein Leichenwagen war es, mit zwei Pferden davor und zwei Männern auf dem Bock – und etwa einem knappen Dutzend Leidtragenden hinterher zu Fuss folgend. Sie mögen wohl cirka 100 Meter von unserer Strasse entfernt gewesen sein.

Da plötzlich hörten wir einen jener Leidtragenden ganz laut rufen: „Da ist der Hitler!" und schon sahen wir sie alle uns entgegen laufen. Sie liefen querfeldein, um möglichst nahe noch an uns heranzukommen. Sogar der Kutscher und der neben ihm auf dem Bock sitzende – sie sprangen von ihrem hohen Sitz herunter – liessen Pferde und Leichenwagen allein stehen – und kamen mit den anderen angelaufen.

Hitler liess die Kolonne langsamer fahren und grüsste die Menschen. Wir alle lachten sehr. Er aber schien besonders ernst.

Natürlich sprachen wir zuhause mit ihm darüber, war es doch wirklich ein sehr eigenartiges Bild gewesen, welches sich uns darbot. Da sagte er, er habe es gar nicht komisch gefunden, sondern vielmehr fast erschreckend rührend. Seine Volkstümlichkeit begänne Formen anzunehmen, welche manchmal fast unheimlich sein.

*

Das Bild der Mutter: Es gab einige wenige Themen, welche Hitler nur selten streifte. Und wenn er sich auf eine Erörterung dieser Themen einliess, dann nur im kleinsten Kreis von ihm besonders vertrauten Menschen. So habe ich ihn nur sehr selten über Liebe sprechen hören und über seine Mutter.

Ein Gespräch über seine Mutter ergab sich, als er meiner Frau und mir, – auf unsere ausdrücklich, mehrfache Bitte hin – seine privaten Zimmer zeigte, darunter auch sein Schlafzimmer. Es war ziemlich schlicht eingerichtet und zeigte in keiner Weise etwas Besonderes. Über seinem Bett hing ein Ölbild, welches seine Mutter darstellte. Ich glaube, dass es nach einer Fotografie sehr viel später gemalt worden war. Meine Frau sagte zu ihm, das sei doch wohl seine Mutter. Er hätte es von sich aus nicht erwähnt, – sagte nun aber „ja". Und dann fügte er einige Sätze hinzu, als spreche er gar nicht zu uns, sondern zu sich selbst. Einige Sätze, deren Wortlaut ich leider ganz vergessen habe. Die aber – und das weiss ich noch genau – auf mich einen sehr starken Eindruck machten, weil sie ganz ausserordentlich von Dankbarkeit gegenüber dem Schicksal und von Bescheidenheit geprägt waren.

Seine Liebe zu Deutschland resultierte aus seiner Liebe zur oberösterreichischen Heimat und diese kam aus seiner Liebe zur Mutter. Das wurde mir damals ganz klar. – Und das besagt viel in Bezug auf sein ganzes Leben. Er musste das Bismarckreich fortsetzen durch das Grossdeutsche Reich, denn nur dieses konnte ihm die logische Entwicklung aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sein. Goebbels sagte mir einmal: „Hitler ist ein Österreicher, genau genommen ein Oberösterreicher. – Wer das nicht berücksichtigt, wird ihn nie ganz verstehen. Und besonders die Norddeutschen verstehen ihn darum so oft völlig falsch."

Für ihn musste das Grossdeutsche Reich der historische Rahmen werden für die Nation der Deutschen, die es ja noch keineswegs gab. Seine oberösterreichische Heimat war lange Zeit ein Teil Bayerns gewesen. Seine engste Heimat war also genau jenes Land, durch das Österreich und das Bismarckreich historisch sozusagen verbunden waren.

Es ist also absolut kein „Zufall", dass dieser geniale Mensch ein so besonders starkes Empfinden für den Begriff des „Reiches" hatte – ähnlich wie der Korse Napoleon für das französische Mutterland. Die schwarz-rot-goldene Fahne – des alten, ersten Reiches – bedeutete für ihn ganz etwas anderes als für uns Deutsche des zweiten Reiches. Etwa so: – was hatte man aus ihr gemacht –

„Da hocken sie und schneidern
aus alten Kaiserkleidern
Galeerenwimpel zu.
Der Adler in der Mitten
ward frech herausgeschnitten
und Schwert und Reich dazu.
Heiho ! Das Fähnlein wehe,
daß auch ein jeder sehe
wie es um Deutschland stehe.
Sie teilten Land und Leute
und brüderlich die Beute
fein zwischen gold und rot,
und unter schwarzem Schweigen
hört ihr den Spielmann geigen
das Lied vom Sklaventod."

MUTTER - HEIMAT - VATERLAND - - - aus dieser Dreiheit resultierte Hitler mit all seinem Willen, Wollen und Glauben. Seine Worte vor dem Bild der Mutter haben es mir verraten. Er wollte niemals „annektieren",

es war ihm – seiner Vorstellung entsprechend – ein heiliges Vermächtnis der Mutter, und damit der Heimat und des Vaterlandes, dem Reich zu dienen, zu dem immer auch Österreich gehörte, das Sudetenland und die Tschecho-Slowakei. Daher – und aus keinem anderen Grunde – sagte er, dass er sie „heim ins Reich" bringen muss. Da war nirgends Zufall – da war überall Logik.

Die Angst vor dem Attentat: Meine Frau scheute sich nicht, Hitler auszufragen. Da sie an sich unpolitisch war, nahm Hitler es ihr gar nicht übel – im Gegenteil, er fand das unterhaltend. Frauen können sich das eher leisten als Männer, sie haben fast ein Recht dazu.

So frug sie ihn eines Tages, ob er denn gar keine Angst vor einem Attentat habe. Er antwortete, sein sicherster Schutz sei die Tatsache, dass sein Volk ihn zweifellos sehr schätze und daher behalten wolle. Seine Volkstümlichkeit sei sein sicherster Schutz! Und sollte er diese einmal verlieren, dann sei es um ihn auch nicht mehr schade. „Dann soll man mich ruhig ermorden", sagte er. „Im Übrigen", so fuhr er fort, „besteht für mich nur eine ernsthafte Gefahr – und das ist die, dass meinem treuen Schaub mal aus Versehen die Pistole losgeht, wenn er hinter mir im Wagen sitzt." Und dann hat er sehr gelacht.

Eine Klettertour mit Hitler: Ich habe vergessen, warum ich damals in München war. Jedenfalls bin ich ins „Braune Haus" gegangen und wollte dieses eben verlassen, als Adolf Hitler vorfuhr. Er begrüsste mich und frug gleich, wo Dr. Goebbels sei. Ich antwortete: „In Berlin, – ich habe allein in München zu tun." – „Kennen Sie unsere neuen Bauten schon? " war seine Frage. „Nein, Parteigenosse Hitler." – „Haben Sie etwas Zeit, dann begleiten Sie mich – ich erkläre Ihnen alles." Das liess ich mir na-

türlich nicht zweimal sagen. – Und kurze Zeit später befanden wir beide uns ganz allein oben auf dem Dach eines der Neubauten. Es war nicht leicht mit ihm da oben Schritt zu halten, denn wir mussten in ziemlicher Höhe von Brett zu Brett springen und trotz des schönen Wetters gegen einen fast stürmischen Wind ankämpfen. Auch wurde mir mehrfach recht schwindelig, da Hitler ohne jede Scheu sich gern unmittelbar am „Abgrund" bewegte und mir von meines Erachtens höchst gefährlichen Positionen aus seine Pläne im Einzelnen zu erklären versuchte. Aber ich liess mir natürlich nichts anmerken und versuchte, mich ganz auf seine Worte zu konzentrieren.

Wie ein Kind freute er sich über jeden Fortschritt, den er feststellen konnte. Er konnte seine Architekten und auch die Arbeiter gar nicht genug loben. Das war geradezu rührend.

Bevor wir abstiegen, standen wir noch zusammen oben, wo man den besten Blick über die Stadt hatte. Er sagte: „Da unten den Königsplatz werde ich zu einem wahrhaft „königlichen" Platz machen und so soll er dann auch heissen."

Immer, wenn ich seitdem über diesen Platz ging, musste ich daran denken. Angesichts seiner heute noch stehenden Gebäude muss ich mich an Emanuel Kant's Ausspruch erinnern:

„Durch das Genie gibt die Natur
der Kunst die Regel."

Mein Ringkampf mit Adolf Hitler. Dr. Goebbels schätzte sehr seinen Stiefsohn. Der schmächtige Goebbels hatte allerhand Kräfte und war sehr gewandt. Aber er wunderte sich immer wieder von neuem über die ausserordentlichen Kräfte, welche ich in meinen Händen

habe. Dagegen war er völlig machtlos. Wir haben es des öfteren ausprobiert. Wir rangen manches Mal Hand gegen Hand miteinander, bis einer von uns schliesslich „in die Kniee musste" und somit den Kampf verloren hatte.

Durch irgend eines der häufigen Gespräche über Sport kam in Gegenwart Hitlers die Rede darauf. Hitler wollte nicht glauben, dass ich solche Kräfte habe. Ich sehe scheinbar gar nicht danach aus. So forderte ich ihn dann schliesslich mal zum Kampf heraus. Goebbels fand das einfach herrlich und wollte die sofortige Austragung des Kampfes. Naturgemäss habe ich mich so sehr wie nur irgend möglich angestrengt. Hitler musste sich zwar auch sehr anstrengen, aber er wurde doch bald mit mir fertig. Dieses Mal musste ich „in die Kniee". – Anschliessend sagte er mir, ich solle mal seine Armmuskeln anfühlen. Tatsächlich waren sie steinhart. So etwas hatte ich niemals auch nur annähernd für möglich gehalten. Er muss wirklich einmal ein Schwerarbeiter gewesen sein.

Hitler war aber nicht nur ein Mann mit ausserordentlichen körperlichen Kräften – er war auch sehr schnell, gewandt und überlegt im Ringkampf. Und er blieb dabei erstaunlich ruhig.

„Der stärkste Mann der Welt ist,
wer allein steht."

Ibsen, ein Volksfeind.

Interessante Gegner habe ich gern studiert

Mein Prinzip war es von jeher, vor allem solche Menschen aufzusuchen und kennen zu lernen – ja, geradezu zu studieren – von denen ich wusste, dass sie fanatische, intelligente Gegner sind. Allerdings sind natürlich viele von ihnen später nicht so bekannt geworden, wie sie es vielleicht verdient gehabt hätten. Von jenen hier zu berichten, lohnt sich nicht, weil sie Ihnen, lieber Leser, unbekannt blieben.

So viele Menschen haben später gesagt, wenn ich nicht „zufällig" dem Hitler und dann dem Dr. Goebbels begegnet wäre, würde mein Leben sicher völlig anders verlaufen sein. – Ich bin ganz anderer Ansicht. Meines Erachtens musste ein Mensch meiner Herkunft und Veranlagung – meines Temperamentes und meiner Erziehung – ob er wollte oder nicht, – bewusst oder unbewusst – diesen und zwar ganz genau diesen Weg gehen. Denn eine jede Tat ergab sich aus bestimmten Gefühlen und Überlegungen. Diese wiederum waren die selbstverständlichen Reaktionen gewisser körperlicher und geistig-see-

lischer Veranlagungen – und diese wiederum waren das Resultat vielhundertjähriger, fest umrissener Erziehung und bewusster Zucht. Wo bleibt da ein Raum für Willkür, für Zufall? Zumal alles dieses zusammen ausserdem auch noch von ganz bestimmten Einflüssen anderer Menschen, die ebenso oder zumindest annähernd so bedingt war, abhängig und laufend beeinflusst wurde.

Ein vielleicht Zuviel an Begeisterungsfähigkeit steckte mir ebenso im Blut wie auch die Gutgläubigkeit derer, welche zu führen gewohnt waren. Ein Marquis Posa vielleicht wie ein Michael Kohlhaas?

Mein politisches Interesse als absolute Selbstverständlichkeit und darüber hinaus meine Einsatzbereitschaft, ausschliesslich bedingt durch Ideale – also heutzutage nicht nur unverständlich, sondern sogar unsinnig - - - das entsprach doch jahrhundertealter Familientradition all jener regierenden Häuser, aus denen meine sämtlichen Ahnen stammten. – Das Leben für Volk und Staat ist ja keine Erfindung der Demokraten und deren immerwährend verkündete Doktrin – nein – das ist von unzähligen monarchischen Menschen bereits tausende von Jahren hindurch vorgelebt worden. Unzählige Nichtdemokraten haben ihr Leben dafür gegeben und zwar ohne sich dessen zu rühmen oder sogar sich von dem Volk bezahlen zu lassen.

Wissen Sie, warum sich die deutschen Fürsten 1918 nicht gewehrt haben? Weil sie so sehr dazu erzogen wurden, ihrem Volk zu dienen, – dass sie es ganz einfach nicht übers Herz brachten, gegen einen Teil dieses Volkes um des Thrones und der Ehre willen vom Leder zu ziehen. Knechtsnaturen haben bei den Fürsten für Schwäche gehalten, was – zwar nicht klug – aber dennoch eine Stärke war.

Das Leben für Volk und Staat als Selbstverständlichkeit – durch alle Zeiten ererbt und dazu noch anerzo-

gen – kann doch nicht aufhören, weil irgendwelche, nicht informierte Menschen im Wirrwar eines verlorenen Krieges zur Macht kommen und glauben, durch Gesetze eine neue Ordnung von einem Tag zum anderen einführen zu können!

Weil ich keine Karnickelzucht aufmachte, sondern mich politisch verantwortlich fühlte – und als Kind alter Eltern dafür wohl auch reifer war als mein zuletzt regierender Bruder, welcher 23 Jahre älter war als ich – habe ich mich niemals mit 1918 abgefunden. Ich musste in die Opposition gehen – vielleicht lebenslänglich – ich musste mit 22 Jahren für mein Heimatland revoltieren – und dann den nun beschrittenen Weg fortsetzen. Ich musste das alles tun. Mein Glück war nur, dass ich dieses Muss so frühzeitig erkannt habe. Immer wenn ich Erfolg hatte im Leben, war es durch mein Vertrauen in dieses Muss – in das „Schicksal" oder die „göttliche Vorsehung" – oder – wie ich erkennen lernte: die „ewige Ordnung allen Seins". Solch ein Erfolg wird manchmal aber erst nach Jahren oder gar Jahrzehnten, oft erst im Nachhinein, in der Rückerinnerung erkennbar und kann zunächst auf lange Zeit als Misserfolg gewertet worden sein.

Eine meiner interessantesten Unterhaltungen war einmal beim Durchfahren polnischen Gebietes im Speisewagen auf der Strecke Berlin-Cernowitz – diejenige mit dem bekannten Berliner Kommunistenführer Wilhelm Pieck, der mich erkannte und ansprach. „Ihr habt Euch selbst verraten", sagte er, von einem Tisch zum anderen herüber, da ausser uns zu dieser Nachtzeit niemand mehr im Speisewagen war. Er traf bei mir den wundesten Punkt.

„Eure grosse Stunde war, als Euer Jupp mit uns den Strassenbahnerstreik machte – aber das hat ja der Adolf nicht kapiert." Und etwas später: „Wir kommen wieder, verlasst Euch drauf – aber dann ist von Eurem Laden nichts mehr vorhanden. Ihr seid Kapitalistenknechte geworden. Ihr habt die tollste Chance, die es jemals gab, verspielt!"

Ich habe das damals dann Dr. Goebbels erzählt und es schien ihn sehr nachdenklich zu machen. Das muss 1935 oder 1936 gewesen sein, als ich auf dem Wege nach Rumänien war, um in Galatz, Braila und Ploesti, Bukarest vor Deutschen, die da lebten, zu sprechen.

Dr. Goebbels meinte später einmal, als wir darauf zurück kamen, es sei sehr schade, dass es ihm nicht möglich sei, hin und wieder ganz offen mit solchen Gegnern zu diskutieren. „Wenn einer von uns mit irgendeinem kapitalistischen Vertreter des Westens spricht, dann findet niemand etwas dabei – und der steht uns unter Umständen kein Jota näher", sagte er ganz verbittert.

Diese an sich so unbedeutende Begegnung zwischen mir und Pieck hat sich bei Goebbels offenbar ausgewirkt. Wer weiss in welchem Ausmass? Es kann leicht sein, dass er unter dem Einfluss dieses Erlebnisses Entschlüsse fasste, welche von niemandem in seiner Umgebung verstanden wurden, weil niemand von denen dieses Erlebnis erfuhr.

Dr. Goebbels kannte natürlich Wilhelm Pieck. „Wenn Sie dem „Jupp" sagen, dass Sie Wilhelm Pieck vom „Alex" gesprochen haben – soll'n Sie mal sehen, was der die Ohren spitzen wird, der Kerl!" sagte Pieck. Er behielt recht. – Pieck war seit 1910 im Vorstand der SPD gewesen, hatte 1919 die Kommunistische Partei Deutschlands mit gegründet. War 1933 nach Russland emigriert. Dass er 1949

der erste Präsident der Deutschen Demokratischen Republik werden würde, – das hat allerdings Dr. Goebbels ganz sicher nicht für möglich gehalten.

Nach dem 2. Weltkrieg begegnete ich mehrfach dem Architekten Bartels. Er war sozusagen der Hausarchitekt des Reichspropagandaministeriums gewesen und hatte daher auch als solcher die bauliche Aufsicht über alle in den Zuständigkeitsbereich dieses Ministeriums gehörenden Gebäude. Ich sah ihn des öfteren, wenn ich bei Dr. Goebbels in Lanke zu tun hatte und kannte ihn daher recht gut. Jetzt nach dem Krieg wollte er mir etwas zu verdienen geben. Er war der Mann, der auf die Idee gekommen war, wartenden Reisenden durch Kinos in Bahnhöfen die Zeit zu verkürzen. Er schuf die AKIS. Aus dieser Geschäftsverbindung wurde nichts, aber er erzählte mir nun gern von seinen Erlebnissen im Dritten Reich. Ich hatte früher nicht gewusst, dass er einst zur alten Garde der SPD Braunschweigs zählte.

In diesem Zusammenhang erinnerte er mich daran, dass in Lanke ausserordentlich oft Leitungsreparaturen gemacht werden mussten. Ich konnte mich entsinnen, dass Dr. Goebbels häufig darüber schimpfte: „Müller, –" Ministerialdirigent G.W. Müller, damals persönlicher Referent des Ministers – „der Bartels muss schon wirklich sauschlechtes Material hier in Lanke verwandt haben, – sagen Sie ihm, dass ich nicht ständig Handwerker in meinem Zimmer haben will – das ist doch bei anderen Leuten auch nicht üblich – die Handwerker scheinen furchtbar gern hier bei mir herumzusitzen. Die gehen ja überhaupt nicht mehr weg", sagte er und Bartels blieb an allem schuld.

„Wissen Sie, wer der Mann war, dessen dauernde Anwesenheit in seinem Schreibzimmer ihn immer wieder so entsetzlich ärgerte – dessentwegen ich so gemein beschimpft wurde – zu dem er selber aber stets freundlich war? " Ich hatte natürlich keine Ahnung. Bartels fuhr fort: „Das war Otto Grotewohl, einst sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter. Nach dem Krieg gründete er die SED und 1949 wurde er – wie wir ja alle wissen – Ministerpräsident der Deutschen Demokratischen Republik. Bartels musste es ja wissen, zumal er selbst Braunschweiger war und auch der SPD dort angehört hatte. – Ich entsinne mich sehr wohl, dass dieser besagte Handwerker sogar einmal im Zimmer blieb als ich dem Minister meine Vorlage erklären musste. Ich wunderte mich sehr darüber, dass der Minister den Mann nicht herausschickte.

Ich suchte 1949/50 in meiner Heimatstadt Bückeburg eine Wohnung für uns. Wir hatten so gut wie kein Geld und ich dachte, es wird in der Heimat am leichtesten sein. Aber der Zuzug musste genehmigt werden und zwar von den Parteien. Ich war der Meinung, dass es demokratischer gewesen wäre, in solchen Dingen keine politischen Instanzen entscheiden zu lassen.

Es gab damals dort nur eine „bürgerliche" Partei und das war die „christlich-soziale". Dass mir diese ohne Weiteres den Zuzug genehmigen würde, schien mir klar. Umso mehr hing ich von der Linken ab. Die Sozialdemokratische Partei war schon früher die stärkste im Lande gewesen. Ausserdem gab es auch die Kommunisten.

Um formell richtig zu handeln, musste ich zunächst zum Wohnungsamt der Stadt Bückeburg. Dort kam ich

zu einem Manne, dem ich gleich ansah, dass er nicht gewohnt war, in einer Kleinstadt zu leben. Ich glaubte auch, ihn schon einmal gesehen zu haben. Das Gesicht kam mir bekannt vor.

Er verhielt sich sehr zurückhaltend. Aber korrekt. Als ich später einen mir befreundeten, alten Schaumburg-Lipper frug, wer das war, da erfuhr ich: „Ernst Torgler." Und das sagte mir sehr viel. Ernst Torgler war der 2. Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands gewesen. Bis zur Machtergreifung Adolf Hitlers, oder sogar noch darüber hinaus bis zu ihrer Auflösung. Er war zweifellos der eigentliche Kopf dieser Partei, welche damals eine Partei von etlichen Millionen war.

Ich versuchte sofort, mich mit ihm – über Dritte – zu verabreden und das gelang. Denn er fand es wohl interessant, mit mir zu reden – wie ich es interessant fand, mit ihm zu reden. Und so setzten wir uns dann eine ganze Nacht im Hause meines Freundes Rohrssen zusammen. Torgler hatte noch einen Bezirksleiter der KPD mitgebracht.

„Wissen Sie, wann ich Sie schon einmal gesehen habe? " frug er mich ganz zu Beginn des Gespräches. „Das war im Reichstagsbrandprozess, als ich einer der Angeklagten war – und als Ihr Minister mich in einer grossangelegten Rede zur Sau machte, dass ich fast selbst daran geglaubt habe. Mein Gott, konnte der Mann reden!"

„Stimmt", sagte ich, „da war ich mit, an dem Tage – und kann mich erinnern. Ich sehe Sie noch da sitzen, mit van der Lubbe und Dimitroff zusammen. Der van der Lubbe sah aus wie ein grosses Tier und ihm lief dauernd die Nase, aber er kümmerte sich überhaupt nicht darum. Das sah so ekelhaft aus. - - - Da hat nachher der „Doktor" noch erzählt, dass Sie sich oft als Versammlungsredner gegenüberstanden – und dass Sie der einzig wirklich gute und gefährliche Redner der KPD gewesen sind."

„Ich will Ihnen was sagen", erklärte Torgler daraufhin, „wenn wir von der KPD den Jupp gehabt hätten statt dem Thälmann – dann wäre heute nicht nur Deutschland, sondern Europa kommunistisch – das war doch ein toller Bursche. Den hättet Ihr zum Führer machen müssen – dann wäre für Euch Vieles ganz anders gelaufen."

Unsere Unterhaltung verlief so interessant und vor allem dermassen fair, fast konnte man sagen „kameradschaftlich", dass meine Zuzugsfrage ganz bedeutungslos wurde und Torgler erst beim Weggehen sagte: „Wir Kommunisten werden Ihnen keine Schwierigkeiten machen bei Ihrem Zuzug, verlassen Sie sich darauf – aber von der CDU aus können Sie mit einem „Nein" rechnen. Sie wissen doch bestimmt, wer hier früher etwas war? !"

Später verhandelte ich auch mit der SPD-Führung. Torgler hatte schon zu meinen Gunsten vorgearbeitet. Und ich hatte auch persönliche Beziehungen dorthin. Wenn auch nicht besonders gern, so erklärte sich die SPD doch einverstanden. Aber auch bei denen wurde mir versichert, dass die CDU sicher gegen mich stimmen werde. Man fürchte, ich könne über die politische Vergangenheit prominenter Mitglieder und Geldgeber zu genau Bescheid wissen. Die SPD aber werde zu meinen Gunsten stimmen, darauf könne ich mich verlassen.

Ich wollte nicht zum Objekt politischer Auseinandersetzungen werden und verzichtete auf den Zuzug in meine Heimatstadt, – da meldete sich Bad Wörishofen im Allgäu, wo ich nie gewesen war, und bot mir an, dorthin zu ziehen. Wir taten es sofort und haben jenen reizenden, kleinen Badeort sehr schätzen gelernt.

Aus den ersten persönlichen Begegnungen mit Ernst Torgler wurden noch etliche mehr. Auch korrespondierten wir miteinander. Wir trafen uns dann in Bonn während der Sitzungsperioden des Bundestages. Er war Ab-

geordneter der SPD geworden. Die Begegnungen mit diesem Manne waren äusserst lehrreich für mich gewesen und zudem aus Gründen der Menschlichkeit ein schönes, unvergessliches Erlebnis. Zustandegekommen, weil er während des Krieges mit der Treuhandstelle Ost, in der auch Hinrich Kopf arbeitete, nach Bückeburg evakuiert wurde – und ich dorthin ziehen wollte. Zufall – oder logische Entwicklung? Es ist leicht festzustellen,wie sich das eine aus dem anderen ergab.

Missbrauch der Demokratie

Es ist natürlich kein Zufall gewesen, dass sich in der Nachkriegszeit verschiedene Parteien um mich bemühten. Ich war von früher her bekannt – und doch nicht erheblich „belastet". Also sahen sie in mir, – der ich auch reden und schreiben kann – einen „Reisser", den man einsetzen sollte,ohne ihn mächtig werden zu lassen. Auf die Bretter – in die Spalten – plakatieren - - - aber nicht aus dem Griff verlieren - - - das dachten sie, wenn sie mich verwerten wollten. Ich habe das lange Zeit nicht für möglich gehalten, aber doch noch rechtzeitig erkannt.

Während ich noch im Internierungslager war, erschien ein sehr angesehener Jesuitenpater bei mir, um sich meiner für die nahestehende politische Arbeit zu vergewissern. Sein „Ja" werde mir sofort alle Schranken beseitigen, sagte er, und er wird wohl recht gehabt haben mit dieser Bemerkung.

Nicht lange danach liess mich ein im Fränkischen lebender Leiter der Kommunistischen Partei wissen, dass ich als führender Mann zur KPD kommen solle, dann



Bundestagswahl 1957



wäre alles gut. Dort würde ich auch sehr viele alte SA-Kameraden wiedersehen. Auch ihm gab ich keine Zusage.

Die erste Nachkriegspartei, welcher ich mich verschrieb, war der „Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten" – BHE –. Diese Partei war verhältnismässig stark damals im Bundestag vertreten und stellte mehrere Bundes- sowie viele Landesminister. Sie war die einzige nationale Partei, welche in alle Regierungen vorzustossen vermochte und für kurze Zeit wenigstens Einfluss auf die Politik nahm. Mit 71 von 74 Stimmen von der Landesdelegiertenversammlung in Frankfurt gewählt, kandidierte ich 1957 als vierter auf der sehr aussichtsreichen Landesliste und als Spitzenkandidat der Landeshauptstadt Wiesbaden. Meine vielen Versammlungen waren zum erheblichen Teil sehr grosse Erfolge. Dass diese Partei damals keinen einzigen Abgeordneten mehr ins Parlament brachte, ist mir heute noch völlig unverständlich. Die führenden Männer dieser Partei aber fanden zum grossen Teil sehr bald in gegnerischen Parteien führende Positionen. Die Geschichte der deutschen Nachkriegsparteien erscheint mir seitdem als ein einziger Beweis dafür, dass eine noch so gute Gefolgschaft nichts ist, wenn die Führung versagt.

Anschliessend gehörte ich der „Deutschen Gemeinschaft" an, kandidierte für diese im Bundestagswahlkampf 1961 an führender Stelle der Landesliste Niedersachsen. Von dieser Partei aus versuchte ich alles, eine Einigung im sogenannten nationalen Lager herbeizuführen, aber ich musste einsehen, dass die meisten der leitenden Männer nur an ihre Hausmacht denken und wenig an das deutsche Volk.

Ich habe also Leben und Arbeit der heutigen Parteien zur Genüge kennen gelernt. Vielleicht musste ich deswegen diesen an Opfern und Enttäuschungen reichen Weg

gehen. Ich habe zugleich in jenen Parteien viele unentwegte Kämpfer für die deutsche Sache kennen gelernt, aber sie alle gehörten der Gefolgschaft an, kaum einer der Führung.

Nach der Katastrophe von 1945 und angesichts der grossen gegen alles Deutsche seitdem gezielten Verleumdung unseres Volkes ist jede allein um die Macht kämpfende nationale Partei von vornherein zum Scheitern verurteilt. Den nationalen Parteien der Nachkriegszeit ging es aber ausschliesslich darum, in die Parlamente zu kommen. Dazu benutzten sie – in ideeller Beziehung – Requisiten aus dem Dritten Reich – der Weimarer Republik – und sogar dem Kaiserreich – bunt gemischt nach den Sloganrezepten dieser Zeit. Man kann nicht mit Macht zu den Idealen kommen – wohl aber mit Idealen zur Macht! Heute sind die Parolen früherer Zeiten verschlissen und unbrauchbar – nur wer eine neue Ordnung weiss und will, kann die ewig gültigen Ideale modern interpretieren und dadurch revolutionär, zugkräftig und erfolgversprechend erscheinen lassen. Dazu aber muss man nicht nur in Vergangenheit und Gegenwart bestens Bescheid wissen – man muss auch den Mut haben, in Bezug auf die Vergangenheit sowohl wie auf die Gegenwart, ohne jede Einschränkung das Wahre von der Lüge, und das Echte vom Betrug zu unterscheiden. Wer sich aber nach 1945 durch Lügen von seiner Vergangenheit zu befreien versuchte, hat sich für immer an diese Vergangenheit gefesselt und wird sich immer wieder durch sie erpressen lassen. Solche Menschen sitzen massenweise in führenden Positionen aller politischen Parteien und Organisationen von heute – sie sind den Gegnern deutscher Souveränität die zuverlässigsten Werkzeuge. Auf diese Weise muss das politische Leben, soweit es sich im parlamentarischen Raum abspielt, immer undemokratischer werden – und die Staatstreuen

distanzieren sich von dieser Art von Demokratie.

Ein gutes Zeichen an sich, dass es Jugend gibt, die sich dagegen auflehnt. Verheerend nur, dass diese Jugend nicht rechtzeitig erkannte, wie sie gegen sich selbst und für die Anarchie ausgespielt wird. Aus einem an sich berechtigten Aufbegehren der Jugend gegen eine scheinheilige, falsche Ordnung ist der Auftakt zur biologischen Vernichtung der Jugend geworden.

Ich habe das von Anbeginn an studiert und erkannt. Ich habe mich allein vor diese Jugend gestellt und sehr ernst zu ihr gesprochen. Immer gelang es mir, schliesslich mich durchzusetzen und nach anfänglich radikalsten Ablehnungen – Interesse und sogar Beifall zu ernten. Was aber taten die vielen „nationalen" Gruppen und Parteichen? Gar nichts. Sie gingen dieser notwendigen Auseinandersetzung aus dem Wege und wurden daher immer uninteressanter. Ablehnen allein ist nichts – man kann, und darf nur antreten in dieser Auseinandersetzung, wenn man wirklich revolutionäre Forderungen anzumelden hat, welche auf den ewigen Idealen beruhen und daher positiv zu werten sind, auch im Sinne des Staates! Es geht nämlich nicht für oder gegen lange Haare, sondern für oder gegen die Existenz des deutschen Volkes! Oder glauben Sie, dass es Zufall ist, wenn Rundfunk und Fernsehen jenen Anarchisten gegenüber grosse Sympathien zeigen?

Jene an sich verschwindend kleinen Gruppen der radikalisierten Jugend – ohne eigentliches Programm und konkrete Vorstellungen – lediglich auffallend durch ein bis zum Letzten gesellschaftfeindliches Verhalten, dürfen seit mehr als zwei Jahren nun Volk und Regierung brüskieren wie es ihnen Spass macht – und keine einzige Partei ist wirklich dagegen aufgestanden. Weder in Österreich noch in Mitteldeutschland hat es auch nur Ähnliches gegeben. – Wo nur noch die Materie gilt, ist die „Sün-

de" das stärkste Argument und der Dreck ein Fanal!

Ich musste in den Parteien erleben, wie selbst die Kandidaturen manipuliert werden. Oft habe ich mir gesagt: „Wenn das unser Volk wüsste!" Ich musste zusehen, wie die Last des eigentlichen Kampfes dem Gros der ewig unbekannten „Genossen", beziehungsweise „Kameraden", überlassen wird. Ich sollte mich im voraus verpflichten, auch als Abgeordneter im Parlament nur und ausschliesslich dem Diktat der Parteiführung entsprechend zu handeln, obwohl ich – laut Verfassung – vom Volk und für das Volk gewählt werde. Ich sollte ein ständiger, permanenter Bettler bei den Kapitalisten werden, weil doch das Geld angeblich Macht bedeutet.

Ich kam mir vor, als sei ich weit und breit der einzige Demokrat und wehrte mich gegen all den Unrat. Was konnte ich Schlimmeres tun in einer sogenannten Demokratie? Herrschaft der Masse ist nämlich etwas völlig anderes als Herrschaft des Volkes So wie Herrschaft der Beliebtesten etwas ganz anderes ist, als Herrschaft der Besten, Edelsten. Wer das weiss, der wird das Muster der Demokratie, nämlich diejenige der Antike, – zu unterscheiden wissen von dem, was heute unter dieser hehren Überschrift praktiziert wird.

Was ich also in den Parteien sah und erlebte, liess mich sehr misstrauisch werden. Ich musste auf diese Weise erkennen, dass die so oft und übermässig gepriesene Demokratie von heute in höchster Gefahr ist, weil sie mit der eigentlichen Demokratie, als der sie sich gerne ausgibt, nur noch wenig zu tun hat.

Diese Erkenntnis ist traurig, aber sehr wesentlich für jeden, der heute mit Politik zu tun hat. Das gilt mehr oder weniger für alle Staaten der westlichen Welt.

Etwa vierzehn Tage vor seinem Tode hatte ich Gelegenheit, sehr ausführlich mit einem Manne darüber zu

sprechen, der gewiss Jahrzehnte hindurch zu meinen Gegnern gezählt hatte. Er schien mir aber sehr interessant und so bat ich ihn um eine Zusammenkunft. Er hiess Wenzel Jacksch, gehörte dem Bundesvorstand der SPD an und hatte einen grossen Namen in den Kreisen der Vertriebenen. – Ich erzählte ihm von meinen erschütternden Erfahrungen bei den Parteien und dann von meinem naturpolitischen Konzept. Ich erinnerte ihn an die Anfänge der SPD – im Deutschen Arbeiterverein – an Lasalle, Bauer, Engels – und den katastrophalen Umschwung, der durch Karl Marx und Genossen kam. Da Jacksch aus Sudeten stammte, kannte er als alter Sozialist die Zusammenhänge und wir wurden uns bald einig. Denn damals in den ersten Anfängen war die sozialistische Bewegung auch von der Natur ausgegangen und somit tatsächlich auf Rousseau zurückzuführen. Was später absolut gar nicht mehr der Fall war, sondern sich ins Gegenteil kehrte.

Wenzel Jacksch war sehr interessiert an der Fortsetzung unseres eingehenden und netten Gespräches, kam aber dann leider durch einen Autounfall ums Leben. Er wäre für uns Deutsche sehr wesentlich geworden. Musste er deshalb sterben?

Hitler 1964 auf dem Obersalzberg

Marie Louise, meine zweite Frau, und ich, wir fuhren gern von unserem damaligen Wohnsitz Lehenleiten in Oberösterreich nach Bad Reichenhall. Nicht nur, weil wir dort besser einkaufen konnten, sondern vor allem, weil wir uns dort besonders wohl fühlten. Ich kannte Reichenhall schon von Jugend an.

Gelegentlich eines solchen, kurzen Aufenthaltes dort – es war 1964 – schlug ich vor, zum Obersalzberg nach Berchtesgaden zu fahren. Zu Hitlers „Berghof", von dem ich besonders viel gehört hatte, den ich aber leider niemals zu sehen bekam.

Sein schönes Haus hatte man nach dem Krieg dem Erdboden gleich gemacht. Man fürchtete offenbar, dass es zum Wallfahrtsort des deutschen Volkes werden könnte. Hitler hatte sich nicht nur der wunderschönen Lage wegen dort sein Haus errichtet – sondern auch deswegen, weil er da seiner österreichischen Heimat am nächsten war. Dort fühlte er sich „zuhause". In der Geborgenheit seiner gigantischen Berge konnte er sich am ehesten mit den grossen Problemen der Zeit in aller Ruhe

beschäftigen. Das hat er oft gesagt. Er meinte, dass die Majestät der Berge und die Weite der Dimensionen Kraft geben zu notwendigen Entschlüssen. War das nicht ein sich Einordnen in die Gesetzmässigkeit der Natur?

Ich fuhr also mit meiner Marie-Louise herauf. Es sollte für mich speziell ein Erlebnis werden. – Wir versuchten angesichts kümmerlicher Reste zu rekonstruieren, was einst der Rahmen grosser historischer Ereignisse und das Ziel unzähliger deutscher Wünsche gewesen war. Gleich wie alles kam – dies liess sich doch nicht bestreiten. Trotz aller Zerstörung schien mir da noch etwas undefinierbares zu sein, was von jenem Menschen kündete, der diesen Erdenplatz und seine Sonne liebte. Gleich wer er war, hier hatte durch ihn höchstes Schicksal eingegriffen in das Geschehen um Deutschland. Das konnte auch der fanatische Gegner nicht bestreiten.

Mir war es eigentlich nie in erster Linie um den Politiker und den Staatsmann gegangen – sondern um den Menschen. Und so waren es auch jetzt vielmehr rein menschliche Erwägungen, die mich bewegten, als politische. Aber das wird wohl kaum jemand heute verstehen.

Als wir dann ganz langsam, im Banne des Erlebten, wieder herunterfuhren, da erzählte ich meiner Frau, dass Hitler ein sehr musischer Mensch gewesen sei. Er habe äusserst gern gute Musik gehört. Hätte sich oft und ausführlich über Musik unterhalten. Es sei doch eigentlich verwunderlich, wie selten dieser doch bedeutsame Charakterzug erwähnt werde. – Und in diesem Zusammenhang kam ich dann auf ein kleines Erlebnis zu sprechen, welches mir besonders typisch für ihn erscheint und mir gewiss unvergesslich bleiben wird:

Während des Jahres 1933 kam ich einmal – wie fast täglich – vom Propagandaministerium herüber in die Reichskanzlei, um dort bei Hitler, mit meinem Minister,

Dr. Goebbels, zusammen zu treffen. Wir hatten uns halt bei ihm verabredet. „Wenn wir mit der Arbeit fertig sind – dann bei Hitler!" so lautete die Verabredung.

Aber dieses Mal war ich offensichtlich zu früh gekommen und ich traute mich daher nicht ganz zu ihm herein. Dann als ich eintreten wollte, sah ich ihn völlig in Gedanken versunken vor seinem Plattenspieler stehen. Grammophon sagte man damals. Mit beiden Händen stützte er sich auf den Kasten, stand vornüber gebeugt und lauschte einem Liede. – Als das Lied zu Ende war, blieb er noch einen Augenblick ganz versonnen stehen. Er schien sich in einer anderen Welt zu befinden. Vielleicht derjenigen, die sein eigentliches Kraftzentrum war. – Als er sich einige Minuten später daraus löste, und umdrehte, sah er mich.

„Durohlaucht", sagte er, „ich hörte gerade mein Lieblingslied – ja, es ist wohl mein Lieblingslied – würde es Sie stören, wenn ich es noch einmal spielen lasse? – Vielleicht gefällt es Ihnen, oder kennen Sie es? Vielleicht mögen Sie es sehr gern. Ich kann es nicht genug hören. Und diese prachtvolle Stimme! Wissen Sie, es ist in der Melodie wie auch in den Worten so zauberhaft schön, faszinierend – dieses kleine, bescheidene Lied - - - ja, das ist mein Lieblingslied!"

Und dann spielte er es noch mal und ich muss sagen, dass auch ich es sehr gern mag. Natürlich kannte ich es seit langer Zeit.

Noch während ich so erzählte, stellte ich – fast im Unterbewusstsein – mein Autoradio an. Warum ich es tat, wusste ich nicht. Da frug mich meine Frau nach dem Lied: „Was war es denn für ein Lied – das wäre doch sehr interessant zu wissen – von Wagner? " Meine Frau war eine grosse Freundin von Bayreuth, hatte aber mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun gehabt. Während

sie sprach, wurde die Musik aus dem Radio hörbarer. Ich merkte, dass es gute Musik war und stellte lauter.

Das war ja nicht zu fassen. Ich hielt den Wagen an. Wir beide hörten wie gebannt auf die Radiomusik. Da kam es „zauberhaft schön" und „von einer prachtvollen Stimme gesungen" – „dieses kleine, bescheidene Lied" – die „Zueignung" von Richard Strauss. Ich konnte nur flüsternd sagen: „Das ist es – das ist das Lied, von dem wir eben sprachen – die „Zueignung" von Richard Strauss." Und sie wiederholte: „Also, von Richard Strauss, - wie eigenartig!"

Und nun hörten wir es ganz genau: „Liebe macht die Herzen krank – habe Dank, habe Dank" – und dann: „Heilig, heilig – ans Herz Dir sank, habe Dank, habe Dank." – Waren es diese Worte, die ihn fesselten, den starken? Hat er an sein Volk dabei gedacht: An seine Mutter? An die so nahe Heimat?

Ich musste daran denken, dass er sagte: „Ich liebe nur dieses Volk." Er war sehr ergriffen, als er das sagte.

Bis heute wissen wohl nur sehr wenig Menschen, dass er dieses Lied wie kein anderes geliebt hat.

Uns kam es ganz ungeheuerlich vor, im ersten Augenblick fast unheimlich und erschreckend, – es war uns zumute, als hätte Hitler selbst in unsere Unterhaltung eingegriffen. Als lebe er fort im Kraftfeld seiner geliebten Berge. Nicht als Politiker mehr, nicht als Staatsmann, nicht als Mensch - - - sondern in Musik und Dichtung – im Musischen – das eben doch sein Wesentlichstes war.

Die „Zueignung" wird im Rundfunk gewiss sehr selten gebracht. Dass wir sie hörten, war schon ein ganz seltener „Zufall". Dass wir gerade das Radio in der Minute anstellten, in der das Lied begann – und zudem

auf der richtigen Welle – ist nicht zu begreifen. Und dass dies alles an dem Tag und zu der Stunde geschah, da ich zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Obersalzberg bin – wie soll man es erklären? Ich lasse nur hin und wieder im Auto das Radio spielen, weil ich mich dadurch beim Fahren nicht ablenken lassen will. Mir scheint so etwas eher ein Beweis zu sein für die minutiöseste Ordnung dieser Welt – als für den Zufall. Mir scheint es ein Beweis dafür zu sein, dass wir Menschen noch ganz im Unklaren sind bezüglich wesentlichster Kräfte, denen wir ständig – im Sinne der Ordnung – ausgesetzt sind. Früher hätte man so etwas ein „Wunder" genannt und ich glaube, dass das eher zutraf, als wenn man heute vom „Zufall" spricht. Das Wunder war doch ein Mittel des Schicksals, welches die Menschen zum Glauben an überirdische Kräfte erziehen sollte. Das Wunder ist das feinste aller Rädchen im grossen Uhrwerk der grossen, ewigen Ordnung allen Seins. Wir sind stets und überall von Wundern umgeben und sollten uns gerade durch ihre Existenz sicher fühlen, statt sie zu fürchten.

> „Wer die Welt nicht von Kind auf gewohnt wäre, müsste über ihr den Verstand verlieren. Das Wunder eines einzigen Baumes würde genügen, ihn zu vernichten."
>
> Christian Morgenstern, Stufen, Natur.

Die Fahne

Wann immer der regierende Fürst zu Schaumburg-Lippe im Residenzschloss zu Bückeburg anwesend war, hatte seine Fahne am Mast des grossen Schlossturmes gehisst zu sein. Die dort wehende Fahne war weithin über Stadt und Land sichtbar.

Als mein Vater, der vorletzte der regierenden Fürsten unseres Landes – 1911 – starb, fiel die Fahne, ohne dass jemand auf dem Turm gewesen war und ohne feststellbaren Anlass – von selbst herunter. Dies wurde von mehreren Menschen des Hofes und der Stadt beobachtet und berichtet, unter anderem vom Hofstallmeister Freiherr von Hammerstein-Loxten.

Wir bekamen von dieser seltsamen, nie geklärten Begebenheit schon als Kinder oft zu hören. Vor allem meine Mutter berührte diese Angelegenheit sehr. Zumal die Fahne ganz genau zu der Zeit gefallen war, als mein Vater für immer seine Augen schloss.

Ich habe meiner ersten Frau – Alexandra – schon davon erzählt, als wir – damals Verlobte – zum ersten Mal

gemeinsam vor dem Bückeburger Schloss standen. Das war 1927.

Im Laufe der 34 Jahre unserer Ehe haben wir uns auch mit anderen häufig über diese unbestreitbare Angelegenheit unterhalten.

Im Jahre 1961 starb Alexandra. Sie wurde von Oberösterreich nach Schaumburg-Lippe überführt. Zunächst wurde sie im Parterre des Schlossturmes feierlich aufgebahrt. - - - Als ich, zusammen mit unseren Kindern – vom rechten Schlossflügel über den Schlosshof auf den grossen Turm zukam, um an der dortigen Feier teilzunehmen – bevor der Sarg zum Mausoleum überführt werden sollte – sah ich die ihr zu Ehren auf dem gleichen Turm wehende Fahne soeben herunterfallen. Das Unerklärliche, über das wir beide so oft miteinander sprachen, ereignete sich wiederum und zwar im Zeitraum jener höchstens drei Minuten, in denen ich beim Gang über den Schlosshof die Gelegenheit hatte, es genau beobachten zu können. Dass ich überhaupt während dieser kurzen Zeit da hinauf sah. obwohl ich kaum den Boden unter meinen Füssen zu fühlen in der Lage war, ist kaum zu verstehen.

Ich habe mich nicht erschrocken. Ich habe mich sogar gefreut, sehr gefreut. Denn fast immer, wenn Alexandra und ich uns über derlei mysteriöse Geschehnisse unterhalten hatten, haben wir uns geschworen, dass derjenige von uns, der als erster aus diesem Leben scheidet – dem anderen baldmöglichst ein deutliches Zeichen gibt. Der andere sollte auf diese Weise erfahren, dass noch eine Verbindung besteht, weil der Tod kein absolutes Ende ist. Dieses Zeichen hatte ich nun ganz deutlich bekommen. Es war das verabredete Zeichen von ihr. Genau 50 Jahre nach dem Tod meines Vaters, als die Fahne zum ersten Male herabfiel – worüber wir so oft sprachen.

Als wir über den Schlosshof gingen, standen dort einige Hundert Menschen. Mehrere von ihnen kamen nachher zu mir, um mich zu fragen, ob ich die Fahne hätte fallen sehen. Es waren ganz verschiedene Personen, welche sich untereinander nicht kannten, also sicher nicht verabredet hatten.

Die Wahrsagerin von Cannes

Im März 1962 befand ich mich auf den Kanarischen Inseln. Ich hatte meinen Sohn dahin mitgenommen und traf dort meinen Bruder Wolrad – mit Frau – sowie unsere Cousine Feodora, Prinzessin Christian zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin von Dänemark. Der Grund dieser Reise war, auf andere Gedanken zu kommen. Gleich nach dem Tod meiner Alexandra war ich zu Freunden nach USA gefahren, die rührend nett zu mir waren. Aber man kann nicht vor sich selbst flüchten, das musste ich immer wieder einsehen. Die Reise nach Teneriffa war keine Flucht mehr, sie wurde zur Aussprache, zur Auseinandersetzung mit sich selbst – letzthin zum Problem: Zufall oder Schicksal. –

Ich wusste, dass ich wieder heiraten werde. Auch Alexandra war der Meinung gewesen und hatte mir das mehrfach gesagt. Wer aber 34 Jahre mehr als glücklich verheiratet war, der ist sehr verwöhnt. Der läuft Gefahr, als selbstverständlich anzusehen, was eine grosse Gnade des Schicksals ist.

Doch gerade das Schicksal selbst – oder die grosse Ordnung – schaltet sich nun ein.

Nur der grosse Schmerz konnte mich lehren, die Ordnung zu sehen, wo vieles ungerecht erscheint, weil wir es nicht verstehen wollen. Die Ordnung, in der es kein „gut" und „böse" geben kann, weil dies Erfindungen der Menschen sind. – So verdankte ich dem Schmerz, dass ich allmählich ruhig wurde im Glauben an die Ordnung – und dem Glauben an die Ordnung verdankte ich, dass ich allmählich in der Lage war, den Schmerz zu überwinden. Wer an die Ordnung glaubt, hat keine Angst – er braucht den Schmerz nicht zu fürchten und sei er noch so gross. So erkannte ich des grossen Schmerzes tieferen Sinn und sah ihn als einen höchst wesentlichen Bestandteil unserer Lebensordnung.

Während ich mich schon sehr ernsthaft bemüht hatte, eine passende Lebensgefährtin zu finden, die meiner verstorbenen Frau im Menschlichen würdig sei – war ich nun auf einmal entschlossen, abzuwarten, die Entwicklung auf mich zukommen zu lassen. Die nötige Ruhe dazu kann nur der haben, der an die Ordnung glaubt und nicht an Glück oder Zufall.

Eine meiner sehr vielen Cousinen 2. Grades war die Prinzessin Marie-Louise zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, von der in diesem Buch schon des öfteren die Rede war.

Ich hatte sie vor dem Krieg ein einziges Mal im Hause von Verwandten bei Potsdam erlebt, – ein zweites Mal bei einem Versicherungsgeschäft in München – und ein drittes Mal bei einem Frühstück zusammen mit meinen Geschwistern, ebenfalls in München. Alles in allem war ich in meinem Leben höchstens 8 - 9 Stunden mit ihr zusammen gewesen, und das im Laufe von 23 Jahren. Man kann also wohl sagen, dass ich sie kaum kannte. Im

Politischen war sie früher meinen Vorstellungen gegenüber eher ablehnend als zustimmend.

An diese Cousine hatte ich nicht gedacht – und sie sicher auch nicht an mich.

Während ich in Teneriffa war, befand sie sich bei unserem Vetter Christian Hessen in Cannes. Und dieser, mit einer Amerikanerin verheiratet, empfahl ihr, doch einmal zu einer bestimmten Wahrsagerin zu gehen, welche sehr bekannt war. Von mir wusste unser Vetter gar nichts.

Diese Wahrsagerin sagte ihr, sie werde in „allernächster Zeit" – binnen wenigen Tagen – einem Mann begegnen, der sie heiraten würde. Die Hochzeit fände noch im Jahr 1962 statt. Es werde eine sehr glückliche Ehe folgen. Mehr sagte sie nicht.

Die Prinzessin bereute es, die Wahrsagerin aufgesucht zu haben, denn ihr erschien alles, was die Wahrsagerin geäussert hatte, völlig sinnlos. Sie kannte niemanden, auf den das zutreffen konnte und auch den Hessen kam es unsinnig vor.

Ganz wenige Tage später schon musste die Prinzessin nach München. Sie lebte an sich in Glücksburg. Sie wohnte aber nicht in München, sondern – wie des öfteren – bei meinen Geschwistern in Kempfenhausen bei Starnberg. Sie war mit ihnen sehr befreundet. – Am Tag nach ihrer Ankunft dort erschien auch ich – auf dem Rückweg von Teneriffa – unverhofft. Dies war die erste, wirkliche Begegnung von uns. Ein paar Tage später waren wir bereits heimlich verlobt. Als ich 14 Tage darauf meinen Geschwistern Mitteilung machte, konnten diese es zunächst gar nicht glauben. Im Oktober 1962 heirateten wir. Sie starb am 29. Dezember 1969. Wir haben sieben Jahre hindurch äusserst glücklich miteinander gelebt. Auch diese, also meine zweite Ehe, war ein Glück, wie

es gerade heutzutage sicher selten vorkommt.

Ich heiratete zwei Mal aus Instinkt und Liebe. Beides sprach zu mir wie eine innere Stimme. Das Einzige, was ich dazu tat, war, – dieser inneren Stimme Gehör zu schenken und ihr zufolge das nötige Vertrauen zur ewigen Ordnung aufzubringen, welches unser bester Wegbereiter ist. Ich hielt in beiden Fällen nichts für zufällig. Wenn andere sagten „dein Mut ist unbegreiflich!" – dann konnte ich nur antworten: „das ist keine Frage des Mutes sondern eine solche des Vertrauens – des Vertrauens ins Schicksal – wie ihr es nennt – wozu ich auch die ewig gültigen ethischen Gesetze der Natur sage."

Ist nicht vielleicht Instinkt ein Teil der Liebe – oder Liebe die Folge des Instinktes? Sie sind die beiden Faktoren der Ordnung? Denn dass sie es sind, kann doch wohl nicht fraglich sein! Die Menschen, welche sich so sehr weise dünken, haben doch keine Ahnung, was Instinkt ist und Liebe – sonst würden sie vor beiden viel grössere Achtung haben und sich schämen, künstliche Menschen machen zu wollen. Welch Wahnsinn ist es, den Menschen „das Mass aller Dinge" zu nennen, solange er den Instinkt vernachlässigt und die Liebe schändet. Er weiss offenbar von den heiligsten Eigenschaften so gut wie gar nichts – aber er wagte zu urteilen, zu vergöttern und zu verdammen.

So wie das Zusammensein – die Einheit – in beiden Ehen durch diese Einstellung zum Leben, welche sich meine Frauen dann auch zu eigen machten – absolut natürlich, naturgegeben uns erscheinen musste – so war auch der Tod für uns keine endgültige Trennung. Beide Frauen waren mit mir felsenfest der Meinung, dass wir uns schon lange kannten, bevor wir uns in diesem Leben zum ersten Male sahen. Unendlich oft stellten wir fest, dass wir auf Anhieb in schwierigen Fragen der glei-

chen Auffassung waren, ohne dass wir je Gelegenheit hatten, darüber – in diesem Leben – zu diskutieren. Die Übereinstimmung war oft derart frappierend, dass es uns albern vorkam, uns darüber zu unterhalten.

Während der langen Zeit meiner Gefangenschaft, als ich noch keinerlei Nachricht geben oder empfangen durfte – haben meine Alexandra und ich ganz fraglos so intensiv miteinander konspiriert, dass keiner von uns sich verlassen vorkam und jeder von uns den Beistand des anderen deutlich spürte, ja davon lebte. Wir verständigten uns, – als in sehr begrenztem und streng überwachtem Ausmass dann Karten zu schreiben gestattet wurde, sofort mittels einer Geheimschrift, die wir beide gegenseitig gleich verstanden, obwohl wir sie unabhängig voneinander erfanden und erraten mussten.

Mit meinen beiden Frauen habe ich erlebt, dass wir uns über sehr ernste, schwierige Probleme gleichzeitig Briefe schreiben konnten, in denen fast wörtlich das Gleiche drinstand, obwohl wir vorher nicht darüber gesprochen hatten. Allerdings schrieben wir zur verabredeten Zeit.

Auch dieses sind doch wohl Zeichen einer Ordnung, die wir Menschen nur zu wenig kennen und beachten – keinesfalls aber „Zufälle".

Die Stühle in Lehenleiten

Ich weiss, dass viele Menschen über dieses Kapitel mit einem Lächeln sich hinwegsetzen werden. Ich kann nur berichten, was ich erlebte, erklären muss es sich jeder selbst.

Für mich jedenfalls ist es eine sehr ernste Angelegenheit. Im Laufe von etwa dreissig Jahren hatte ich mir mein Haus in Lehenleiten/Almtal, Oberösterreich, immer weiter ausgebaut. Es war ein geräumiges, sehr schönes Haus im Stil der Gegend geworden.

Die Abende pflegten wir häufig in der grossen Halle vor dem mächtigen Kamin zu verbringen, in der wir auch unsere Mahlzeiten zu uns zu nehmen gewohnt waren.

Was passt schon besser zum knatternden Kaminfeuer und den um die Giebel heulenden Herbststürmen, als die so sehr oft in unserem Leben wiederkehrenden Unterhaltungen über das vermutliche Dasein nach dem Tode. „Wer als erster stirbt von uns", so sagten wir immer wieder, „darf nicht vergessen, dem anderen ein Zeichen zu geben – irgend wie und nicht nur einmal, sondern immer mal wieder!" Sagten wir. Auf die Wiederholung

wurde besonderer Wert gelegt, denn sie würde jede Möglichkeit eines Zufalls völlig ausschliessen. – Von der Fahne auf dem Bückeburger Schloss habe ich in diesem Zusammenhang schon berichtet. Hier in Lehenleiten aber, wo wir zuhause waren, kam das zweite Zeichen.

Während ich mit Marie-Louise, meiner zweiten Frau, – also in Lehenleiten im Winter 1962/63 – vor dem Kamin sitze eines Abends, und soeben von diesem gegenseitigen Versprechen erzählt hatte – mussten wir beide plötzlich zum grossen Esstisch hinüber sehen, der etwa 2 Meter von unserem Sofa entfernt stand. An diesem schweren Eichentisch standen sechs entsprechende Stühle. Sie hatten aus Schilf geflochtene Sitze und besonders hochragende Lehnen. Holländischer Stil. Schwere Stühle, durch die hohen Lehnen etwas übergewichtig. Der Boden der Halle bestand aus Solnhofner Steinplatten.

Ich hatte gerade eben meine Erzählung beendet. Es war ganz still in der grossen Halle. Da lehnte sich plötzlich der eine der hohen Stühle weit hintenüber und schwankte dann wieder über seinen normalen Stand nach vorne. Das Ganze wiederholte sich dann noch ein Mal. Langsam, absolut deutlich zu sehen und recht laut zu hören. Marie-Louise hatte es ganz deutlich gesehen und gehört – ich habe es auch ganz deutlich gesehen und gehört. Jeder von uns wollte dem anderen sofort erzählen, was er sah – wir hatten beide genau das Gleiche beobachtet. Es bestand bei uns nicht der geringste Zweifel, dass wir etwas höchst Ungewöhnliches tatsächlich erlebten.

Wir waren dermassen verblüfft zunächst, dass wir kaum sprechen konnten. Danach haben wir natürlich das Erlebte genauestens rekapituliert und festgestellt, dass wir haarscharf das Gleiche sahen und hörten.

Wäre dieser unbestreitbare Vorgang die Folge einer Bodenerschütterung gewesen, dann hätte die gleiche Kraft in dem grossen Raum auch andere Veränderungen hervorrufen müssen. Das aber war nicht der Fall. Es handelte sich nur um einen einzigen – und zwar den uns nächststehenden – Stuhl. Er war 2 bis 2 1/2 Meter von uns entfernt. Wir haben gleich danach festgestellt, dass der Stuhl gar nicht so sehr leicht zu kippen war.

Und wir sagten beide sofort: „Das kann unmöglich Zufall sein."

Millionen Mörder

Ein böses Stück in Paris aufgeführt, wirkt weniger gemein als anderswo. Ich sah mir vor kurzem dort das Theaterstück HAIR an, welches überall viel Aufsehen erregte, weil es von einer sehr zersetzenden Art von Menschen lanciert, eingepackt in stinkige Schweinereien ganz bestimmte höchst gefährliche politische Tendenzen hat.

Eine grosse Bühne voll von sich auf eklige Weise austobender Nacktheit – und das stundenlang apostrophiert durch atonale, ohrenbetäubende „Musik" – das alles nur um einer Tendenz willen, welche sich gegen die biologische Erhaltung des Volkes richtet - - - das dürfte auf dem Gebiet der Kunst wohl Tiefstpunkt sein.

In Paris löste diese Aufführung nach einigen Wochen eine Gegenaktion aus. Etwa 200 nationalgesinnte Jugendliche stürmten das Theater und verprügelten die Nackten, sowie einen Teil des begeisterten Publikums. – Zur gleichen Zeit prangten an deutschen Bahnhöfen grosse, teure Plakate, auf denen die deutschen Spiesser

eingeladen wurden, mit Sonderzügen und zu ermässigten Preisen zur Aufführung des Theaterstückes HAIR nach München zu reisen. Kulturförderung durch den Staat?

In Nürnberg machte ich die Eröffnung einer Kunstausstellung mit, welche ausgerechnet von der Albrecht Dürer Gesellschaft und dazu noch im Germanischen Museum stattfand. – Gezeigt wurden die Werke eines in Amerika bekannt gewordenen, aus Deutschland stammenden Malers, welche zum erheblichen Teil so waren, dass ich es für einen wirklichen Herrn unmöglich fand, sie mit einer wirklichen Dame zusammen ansehen zu müssen.

In einer anderen, grossen deutschen Stadt kam ich gerade dazu, als einer Schulklasse in einer Kunstausstellung Christusdarstellungen gezeigt wurden, welche ich ein Verbrechen gegen die menschliche Würde nennen muss. Die Lehrer verteidigten das und nannten es moderne Kunst.

Ich kenne mehrere Grossindustrielle in der Bundesrepublik, welche die Wände ihrer Wohnungen mit „modernsten" Bildern gepflastert haben. Sie haben dafür Millionen ausgegeben. Hervorragende alte Meister weggehängt oder sogar ins Ausland verkauft.

Die grosse und daher zeitlose Kunst wird in den heute massgebenden Kreisen als peinlich empfunden – teilweise sogar als „Bekenntnis zu Hitler" gewertet und entsprechend gefürchtet.

Mit dem vielen Geld, was jenes andere Zeug kostet, könnte

man leicht ganze Akademien für wirkliche Künstler schaffen und erhalten – und damit dem deutschen Volk einen guten Dienst erweisen.

Sie, verehrter Leser, wenden hier vielleicht ein, ich hätte kein Recht eine Kunst, die mir nicht passt, ganz einfach schlecht zu nennen. Oh, ich kenne diesen Einwand!

Der trifft aber nicht. Denken Sie doch bitte einmal genau nach, durch was sich die klassische Kunst von der sogenannten modernsten unterscheidet. Durch was unterscheidet sich ein Rembrandt von einem Picasso? – Der erste bejaht die Natur – der letztere beleidigt sie, lehnt sie völlig ab. – Der erste kann sich nichts Schöneres vorstellen, als die Natur, und daher versucht er, sie möglichst zu erfassen und den Menschen zu vermitteln. Der andere ärgert sich über die Natur und hasst sie darum und tobt sich daher gegen sie aus. Er ärgert sich über sie, weil er selbst ganz unnatürlich lebt und denkt und fühlt. Weil er krank ist und daraus eine Tugend machen möchte, statt bescheiden zu sein. In der Antike war der grosse Künstler auch ein grosser Sportsmann, gesund an Leib und Seele. Und daher positiv eingestellt zum Leben und damit auch zur Natur überhaupt. Heute ist der bekannte Künstler ein kraftloser, süchtiger, launischer Intellektueller – auf den sein eigenes Spiegelbild zersetzend wirken muss und der daher nur scheussliche Menschen malt, oder modelliert. Als Modelle dienen ihm jungenhafte Mädchen von 12 - 15 Jahren – oder mädchenhafte Knaben – und die sind alle traurig.

Und wenn ich mich dagegen auflehne, dann heisst es, das Kunstwerk sei Ausdrucksform des Künstlers. Nein, – der Künstler ist geachtet, nicht weil er irgendwie Geld verdient – sondern weil er durch die Interpretation des Edlen, des Schönen oder gar des Heiligen der Natur die

Menschen vom allzu Menschlichen zu befreien und auf das Wesentlichere im Leben hinzuweisen vermag. Weil er das Leben im edlen Sinn bereichern kann und verschönen. Und so den Menschen Friede gibt und Würde. Er will nicht erregen, er will beruhigen.

So ist wahre Kunst genau das Gegenteil von alledem, was wir heute mehr oder weniger amtlich als moderne Kunst vorgesetzt bekommen. Da ist nichts Zufälliges dabei. Die Gesetze, welche der Kunst innewohnen, lassen sich nicht von den Menschen umschreiben. Sie sind konstant, für alle Zeiten verankert: zum Beispiel in dem Goldenen Schnitt, nach dem der menschliche Körper gebaut wurde, – und der schon allein dadurch stets das Fundament menschlichen Schönheitssinnes und Kunstverständnisses sein muss.

Es ist also keineswegs so, dass die Anarchisten heute bestimmen dürften, was als Kunst zu gelten hat, – was nicht.

So kommen wir auch auf dem Gebiet der Kunst ganz vom Zufallsglauben weg und unbedingt zur ewigen Ordnung hin, weil die Natur das so will. Denn die Baukunst und die Musik und auch das Theater, sie alle haben nicht weniger die ewigen Gesetze in sich – als die Malerei und die Bildhauerei. Wenn es kein Nichts gibt, dann gibt es ausserhalb der Ordnung auch keine Schönheit, keine Ethik – und also auch keine Kunst. Ein wirklich grosser Künstler wird immer auch ein souveräner Mensch sein.

Was aber heute sich als Künstler firmiert, ist vielfach eher ein Verbrecher zu nennen. Zumindest ein solcher gegen die Würde des Menschen.

Und darin liegt die ungeheure Gefahr, welche ständig von dieser missratenen „Kunst" ausgeht.

Schon Friedrich der Grosse schreibt im 8. Kapitel seines „Antimachiavell" u.a.:

„Ganz England weiss, was sich in London vor etlichen Jahren zutrug. Man gab ein sehr mässiges Lustspiel mit dem Namen „Cartouche", in dem einige gewitzte Streiche und Gaunerstücke des berüchtigten Diebes vorgeführt wurden. Nach dem Schluss des Schauspiels entdeckten viele Leute, dass ihnen Ringe, Tabakdosen oder Uhren fehlten. So schnell hatte Cartouche Schule gemacht, dass seine Lehren noch im Zuschauerraum zur Tat wurden und die Polizei sich veranlasst sah, die gar zu gefährliche Aufführung dieses Lustspieles zu untersagen. Dies beweist wohl zur Genüge, wie verderblich böse Beispiele sein können und dass man bei der Aufstellung von Vorbildern gar nicht genug Umsicht und Klugheit walten lassen kann."

Wir erleben heute laufend eine geradezu katastrophale Zunahme der Kriminalität. Vor allem in den „hochzivilisierten" Staaten des Westens, welche weniger zivilisierten „Entwicklungsländern" gewaltige Mengen Geldes geben – bis dort ähnliche Zustände herrschen werden. Im „Lebensstandard" – der in der fortschrittlichen, demokratischen Welt des Westens sozusagen als Visitenkarte der Nation gilt, sind weder die Kultur, noch die Kriminalität berücksichtigt. Was wir heute an Kultur viel zu wenig haben – das haben wir an Kriminalität jedenfalls viel zu viel. Das ist die logische Folge der Überbewertung des Materialismus und der Verhöhnung der Ideale – wie das seit 1945 in deutschen Landen üblich geworden ist. Zum Vorteil derer, welche Deutschland zerstören wollen.

Wir hörten nicht selten, dass ein Mensch wegen 20,– DM oder sogar weniger – ohne sonstige Gründe – ermordet wurde. Das ist – weiss Gott – der schlimmste Materialismus.

Aber es hat niemanden gegeben, der aus Zufall Mörder wurde. Denn auch der Mörder hat seine Ahnen. Auch

sein Leben ist zu einem sehr erheblichen Teil zumindest dadurch vorgezeichnet. Und entsprechend dem, was der Mensch durch Geburt an Eigenschaften mitbringt in dieses Leben, reagiert er auch auf die Umwelt. Vielleicht war kein Mörder unter seinen Vorfahren, aber viele haltlose Menschen, so dass er eine Bereitschaft in sich trägt, welche nur einer geringen Beeinflussung von aussen bedarf, um ihn zum Mörder zu machen.

Und diese gezielte Beeinflussung ist heute durch die Massenmedien unerhört viel stärker denn je zuvor. Sie wird leider von staatswegen nicht nur nicht verhindert, sondern gefördert.

Haben Sie sich schon einmal klar gemacht, wie oft jeder von uns Menschen dieser Massensuggestion von Film, Fernsehen und Presse ausgesetzt ist? Sie antworten vielleicht: ich sehe ja gar nicht das Fernsehen und ins Kino gehe ich schon lange nicht mehr. Und die Illustrierten sind mir zu teuer. Und in den Tageszeitungen lese ich lediglich die Nachrichten.

Und Sie sind dennoch all dem Zeug ausgesetzt, ob Sie wollen oder nicht – und ohne dass Sie sich dessen bewusst werden! Wenn Sie es aber endlich wissen, – so wie jetzt – dann werden Sie den Kampf dagegen aufnehmen müssen, um Ihr Leben zu verteidigen. Ja, – Ihr Leben, denn dieses wird durch all das Zeug langsam aber sicher zerstört.

Jeden Abend gibt es irgendwo, – in irgendeinem Land und in irgendeinem Programm, – einen oder mehrere Krimis. Ganz abgesehen von den Krimitendenzen, deren sich schon viele Werbefachleute auf die raffinierteste Art bedienen. – Zigmillionen Menschen sehen das. – Aber sie sehen das nicht nur – sie regen sich dabei auf. Das ist ja der Grund dafür, dass sie geradezu süchtig danach werden. Das Krimisehenmüssen wird zur Sucht. Ihre ne-

gativen Leidenschaften werden auf die böseste Weise mobilisiert. Sie denken unendlich Vieles, was Sie niemals auszusprechen wagen. Umso stärker werden diese Gedanken, von denen Sie immer mehr gefesselt und von ihrer nächsten Umwelt getrennt werden. Sie haben immer weniger Mitleid mit den Opfern und immer mehr Verständnis für die Mörder. Aus Mördern, – ganz gemeinen Menschen, – werden gerade durch ihre abscheulichen Taten allmählich entschuldbare Personen – und schliesslich vielleicht sogar „Helden" für Sie. Sie selbst machen eine Veränderung durch ohne es zu merken. Aber Sie werden vollständig abhängig dadurch, von Ihrem Fernsehen und allem, was damit zusammenhängt. Da sich das in vielerlei Hinsicht nicht mit der Ordnung Ihres Lebens vereinbaren lässt, kommen Spannungen auf zwischen Ihnen und Ihren Mitmenschen, schliesslich mit der ganzen Umwelt.

Ihre damit zusammenhängenden ausserordentlich zahlreichen und intensiven Gedanken, Vorstellungen sind Wellen, welche sich verbreiten. In weite Ferne. Millionen und Abermillionen böse Gedanken gehen nun von Ihnen um die Welt. Tag für Tag, Stunde für Stunde. Die treffen auf alle Menschen, besonders bedrohlich naturgemäss für die empfindlicheren. Insbesondere die Jugendlichen. Diese Wellen werden aufgenommen und richten Schaden an. Wenn auch diese Beeinflussung im Einzelfall unter Umständen sehr gering ist – was ich nicht glaube – so spielt sie doch auf die Dauer durch ihre Intensität und laufende Wiederholung eine grosse Rolle. Steter Tropfen höhlt den Stein. Und niemand kann sich ihr entziehen. Die einen werden sich lediglich an das Schlechte gewöhnen und dadurch am notwendigen Kampf gegen diese Gefahr nicht teilnehmen. Das sind die „ohne mich" Bürger, nett aber ohne Verantwortungsgefühl. Andere aber werden zu kriminellen

Taten angespornt. Und viele davon widerum werden zu Verbrechern. Wir sind alle irgendwie in diesem Teufelskreis mit drinnen. Nach dem bekannten „Schneeballsystem" müsste inzwischen längst die grosse Mehrheit der Menschen beteiligt sein, da ja die Auswirkung auch die ganz ungebildeten tangiert.

Wo bleibt da der Zufall? Ich habe dies zusammen mit vielen ganz persönlichen Erlebnissen erwähnt, weil es zu den stärksten meiner Erlebnisse zählt, obwohl fast jeder ungefähr das Gleiche erlebt. Ist der Zufall vielleicht die Maske jener Intellektueller – „Schreibtischmörder? " – „welche das Gift durch den Äther jagen und dafür bei Volk und Staat kassieren? Die Zahl der Opfer dürfte ganz ungeheuerlich sein. Sicher hat es auf dieser Erde noch nie auch nur annähernd ein Verbrechen ähnlichen Ausmasses gegeben. Es hat keinen Zweck, hinter verschlossenen Türen nach den Schuldigen zu suchen, sie sind höchstwahrscheinlich ohnehin viel zu mächtig, als dass sie jemals bestraft werden könnten. Aber man sollte der Freiheit und Würde des Menschen wegen ab sofort und überall rigoros alles einstellen, was in dieser Beziehung die Menschheit bedroht.

Den Zufall kann man nur töten, indem man die Zusammenhänge aufdeckt. Wenn es bald Millionen Mörder gibt, ist das ganz gewiss kein Zufall – sondern die logische Folge, der hier angedeuteten Entwicklung.

Sonne im Nebel

Immanuel Kant (1724 - 1804) schrieb in seiner „Kritik des anthropozentrischen Standpunktes":

„Der Mensch ist von sich selbst so eingenommen, dass er sich lediglich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes ansieht, gleich, als wenn diese kein anderer Augenmerk hätten als ihn allein, um die Massregeln in der Regierung der Welt danach einzurichten. Wir wissen, dass der ganze Inbegriff der Natur ein würdiger Gegenstand der göttlichen Weisheit und seiner Anstalten sei. Wir sind ein Teil derselben und wollen das Ganze sein. Die Regeln der Vollkommenheit der Natur im grossen sollen in keine Betrachtung kommen, und es soll sich alles blos in richtiger Beziehung auf uns anschicken. Was in der Welt zur Bequemlichkeit und dem Vergnügen gereicht, das stellt man sich vor, sei blos um unsertwillen da, und die Natur beginne keine Veränderungen, die irgendeine Ursache der Ungemächlichkeit für den Menschen werden, als um sie zu züchtigen, zu drohen oder Rache an ihnen auszuüben.

Gleichwohl sehen wir, dass unendlich viel Bösewichter in Ruhe entschlafen, dass die Erdbeben gewisse Länder von jeher erschüttert haben ohne Unterschied der alten oder neuen Einwohner, dass das christliche Peru so gut bewegt wird als das heidnische, und dass viele Städte von dieser Verwüstung von Anbeginn befreit geblieben, die über jene sich keines Vorzuges der Unsträflichkeit anmassen können.

So ist der Mensch im Dunkeln, wenn er die Absichten erraten will, die Gott in der Regierung der Welt vor Augen hat. Allein wir sind in keiner Ungewissheit, wenn es auf die Anwendung ankommt, wie wir diese Wege der Vorsehung dem Zweck derselben gemäss gebrauchen sollen. Der Mensch ist nicht geboren, um auf diese Schaubühne der Eitelkeit ewige Hütten zu erbauen. Weil sein ganzes Leben ein weit edleres Ziel hat, wie schön stimmen dazu nicht alle Verheerungen, die der Unbestand der Welt selbst in denjenigen Dingen blicken lässt, die uns die grössten und wichtigsten zu sein scheinen, um uns zu erinnern: dass die Güter der Erde unserm Trieb zur Glückseligkeit keine Genugtuung verschaffen können!"

Kant spricht zwar von der „Vorsehung" welche alles ordnet, aber er schliesst grundsätzlich das Zufällige nicht aus. Wenn es ihm aber ums Letzte geht, die Konsequenz aus allem, da erkennt er die „notwendige Einheit", über welche er wie folgt schreibt:

„In dem Verfahren der gereinigten Weltweisheit herrscht eine Regel, die, wenn sie gleich nicht förmlich gesagt, dennoch in der Ausübung jederzeit beobachtet wird: dass in aller Nachforschung der Ursachen zu gewissen Wirkungen man grosse Aufmerksamkeit bezeigen müsse, die Einheit der Natur so sehr wie möglich zu erhalten, das ist, vielerlei Wirkungen aus einem einzigen, schon bekannten Grunde herzuleiten und nicht zu ver-

schiedenen Wirkungen wegen einiger scheinbaren grösseren Unähnlichkeit sogleich neue und verschieden wirkende Ursachen anzunehmen. Man präsumiert demnach, dass in der Natur grosse Einheit sei in Ansehung der Zulänglichkeit eines einigen Grundes zu mancherlei Art Folgen, und glaubt Ursache zu haben, die Vereinigung einer Art Erscheinung mit denen von anderer Art mehrenteils als etwas Notwendiges und nicht als eine Wirkung einer künstlichen und zufälligen Ordnung anzusehen. ---------- Die Schneefiguren sind so regelmässig und so weit über alles Plumpe, das der blinde Zufall zuwege bringen kann, zierlich, dass man fast ein Misstrauen in die Aufrichtigkeit derer setzen sollte, die uns Abzeichnungen davon gegeben haben, wenn nicht ein jeder Winter unzählige Gelegenheit gäbe, einen jeden durch eigene Erfahrung davon zu versichern. Man wird wenig Blumen antreffen, welche, soviel man äusserlich wahrnehmen kann, mehr Nettigkeit und Proportion zeigten, und man sieht gar nichts, was die Kunst hervorbringen kann, das da mehr Richtigkeit enthielte als diese Erzeugungen, die die Natur mit so viel Verschwendung über die Erdfläche ausstreut."

Kant also sah die Ordnung der Natur. Ja, die ethischen Gesetze dieser Ordnung. Für uns ist in diesem Zusammenhang am interessantesten, was er in seiner weltberühmten Abhandlung über „die Form des kategorischen Imperativ" sagt:

„Der kategorische Imperativ würde der sein, welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen anderen Zweck, als objektiv notwendig vorstellte."

„Der kategorische Imperativ ist also nur ein einziger, und zwar dieser: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie allgemeines Gesetz werde."

„Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch

deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte."

Wie aber kann es möglich sein, dass die Menschheit von heute im Gold- und Blutrausch des krassesten Materialismus unterzugehen droht? Woher nehmen diese Menschen um Himmels willen den Mut dazu, sich soweit selbst zu vergessen, sind sie doch unleugbare Teile eben dieser Ordnung der Natur. Wissen diese so gelehrten Menschen – die sich erdreisten, sogar das Weltall für ihre Konserven verschiedenster Art erschliessen zu wollen, denn gar nicht, dass eine teilweise – eine „je nach Bedarf"-Ordnung, niemals eine wirkliche seien kann, sondern nur ein Betrug? Wissen diese gelehrten und doch dem „Zufall" so hörigen Menschen von heute, die sich einbilden, diese Erde, all ihre Schätze, Pflanzen, Tiere und Menschen seien ihre Handelsware – könnten sie je nach Belieben gegeneinander ausspielen, züchten oder vernichten – denn gar nicht, wie katastrophal für sie und uns alle solche törichte Anschauungen sind?

Ich habe in unzähligen Unterhaltungen mit sogenannt „modernen Menschen" immer wieder den Eindruck gewonnen, dass ihnen das ganze Leben nichts als ein „Zufall" ist und jeder Gedanke an Ordnung sehr peinlich. Was heute noch an Ordnung besteht, ist doch ohne den Rest von Tradition nicht mehr zu halten. Und diese Tradition wird systematisch der Lächerlichkeit zum Frass hingeworfen. Sie stirbt mit unserer Generation.

Es bleibt also gar nichts anderes übrig, als dass eine neue, eine bessere Ordnung wie die Sonne den Nebel dieser Zeit durchbricht, damit die dunkle Kälte verschwindet und Licht und Wärme wieder Einzug halten, und gesundes Leben gedeihen lassen. Damit auf Kosten der materialistischen Individuen wieder wirkliche Menschen Vorbild seien können. Menschen, welche sich der Natur verantwortlich fühlen im höchsten Sinne und dement-

sprechend leben. Die in der Kette ewigen Geschehens daher die ihnen zustehende Funktion ausüben. Welche nicht an den Zufall glauben und Glück, sondern an die grosse Ordnung allen Seins. Und daher Achtung haben vor der Armut, sowohl wie der Würde des Menschen. Nur dann kann es auch echten Frieden geben, nämlich solchen in Wahrheit und Ehre – denn –

„wir sind einander nah durch die
Natur, aber sehr entfernt durch
die Bildung,"

sagte Konfuzius.

An ihren Handlungen sollt Ihr sie erkennen! Seht sie doch an, die Menschen des „Zufalls". Diejenigen, welche von keiner grossen, ewigen Ordnung wissen wollen. – Die sich gross und mächtig und frei vorkommen, weil sie glauben, die Ordnung als solche verneinen zu dürfen.

Die an Stelle der natürlichen Ordnung ihre Götter und Götzen setzen, welche nichts anderes sind als Handelspartner der Scheinheiligen verschiedenster Couleur. Im Zufall ist alle Fälschung zuhause.

Wer gegen die Unwahrhaftigkeit dieser Zeit, die Treu- und Ehrlosen kämpfen will, der muss zunächst festen Boden unter die Füsse bekommen. Fest stehen aber kann nur der, welcher in dem ihm zugedachten, zugewiesenen Leben steht, als Teil der grossen, ewigen Ordnung allen Seins. Zu leben nach den immerwährenden ethischen Gesetzen der Natur. Als Wesen nicht nur dieser Erde, sondern der Welt, des Alls.

Verantwortlich nicht den Menschen oder einem von ihnen erfundenen Gott - - - sondern seinem Schicksal, der Vorsehung – welche nichts anderes ist, als die ewige Ordnung.

Was ist es denn, das die Völker des hochzivilisierten, demokratischen Westens – die ach so christlichen – von Jahr zu Jahr in erschreckendem Tempo zum Opfer eines mörderischen Kapitalismus werden lässt? Gegen das alle Parteien und Kirchen machtlos sind. Es ist der hochgepriesene „Fortschritt", welcher den Tanz ums goldene Kalb auszulösen vermochte und dadurch zum Rückschritt wird, zum Verhängnis für alle, zur bald schon unabwendbaren Katastrophe. Zum Schrittmacher der Anarchie, in jeglicher Beziehung.

Und woher kommt das? Es kommt daher, dass dieser Fortschritt glaubt, sich über die ewigen Gesetze der Natur hinwegsetzen zu können, sie missachten zu dürfen. Wir sehen es auf allen Gebieten des Lebens. Dadurch ist nun unser aller Leben nicht mehr „in Ordnung" sondern widernatürlich geworden. Wer aber gegen die Gesetze verstösst, nach denen – und für die – er geschaffen wurde, der liefert sich selbst der Vernichtung aus! Wie schon oft im Laufe der Menschheitsgeschichte werden die gesünderen und das heisst: die natürlicher denkenden und lebenden Völker – ans Ruder kommen. Der deutsche Lebensraum – zum Beispiel – der Glaube an das deutsche Reich, in Einheit und Würde – unsere Liebe zu dem Volk, in das wir geboren wurden – das alles sind ganz gewiss keine Zufälligkeiten – Tauschobjekte menschlicher Willkür. Nein, das alles gehört als unabdingbare Teile in die Kette ewigen Geschehens. Logisch begründet durch Jahrtausende der Vergangenheit und entsprechend erforderlich für Jahrtausende der Zukunft. Das alles in allem ist notwendiger Bestandteil der jeweils grösseren Ordnung und also auf gar keinen Fall irgendwo zufällig.

Wenn ich also heute dieses Büchlein gegen den Zufall schreibe, so schreibe ich eigentlich damit gegen die Unordnung dieser Zeit und das heisst: gegen das Ver-

brechen an der Natur.

Es gibt wohl nichts Unwirklicheres als den „Zufall". Darum kann uns der „Zufall" letzthin niemals nützen. Wirklich ist letzthin nur die Natur. Ich möchte daher mit den Worten des grossen Philosophen Spinoza schliessen:

> „je mehr Realität der Natur eines Dinges zukommt, um so mehr Kräfte hat es in sich, zu existieren."

aus „Ethik", erster Teil „Von Gott"
11. Lehrsatz, Erläuterung.

